

## Die Unentscheidbarkeit der Ambiguität

HANS JÜRGEN HERINGER  
(Tübingen)

Die Frage, mit welchem Recht man davon sprechen kann, ein sprachlicher Ausdruck habe mehr als eine Bedeutung, beschäftigt mich seit langem. Vordergründig erscheint es irritierend, daß wenige Linguisten ihren Gebrauch der Termini «Ambiguität», «Polysemie», «Homonymie» zu reflektieren oder gar zu rechtfertigen bereit sind. So kann man etwa lesen, daß *louer* ambig sei, eine Redeweise, die mir sinnvoll erscheint, soweit mir die Annahme von Ambiguitäten überhaupt sinnvoll erscheint. Man kann aber auch lesen, das Pronomen *il* sei in einem bestimmten Kontext ambig, weil es koreferentiell mit zwei Nominalphrasen verstanden werden kann, mit denen auf verschiedene Objekte referiert wird. Oder aber es heißt, der Ausdruck *meaning* sei heillos ambig, weil verschiedene Sprecher ihn verschieden gebrauchen<sup>1</sup>.

Dies ist natürlich eine vertraute Situation, daß nämlich ein linguistischer Terminus wie «Ambiguität» von verschiedenen Wissenschaftlern verschieden gebraucht wird und in verschiedenen theoretischen Zusammenhängen, bräuchte uns also nicht weiter zu beunruhigen, falls wir nicht dem Aberglauben anhängen, die Terminologie müsse vereinheitlicht werden. Beunruhigender erscheint mir die Tatsache, daß die üblichen Kriterien für Ambiguität —auch in dem Sprachgebrauch, der mir sinnvoll erscheint— nicht gerade als stichhaltig gelten können. Und ebenso beunruhigend, daß Versuche der Definition meistens eng an Vorurteile über die Natur der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke gebunden sind, also jeweils auf bestimmten Bedeutungstheorien basieren, die mir antiquiert erscheinen. Selbst die unschuldige Erklärung, Ambiguität liege genau dann vor, wenn ein sprachlicher Ausdruck mehrere Bedeutungen habe, sagt —sowenig sie über Ambiguität sagt— doch etwas über eine bestimmte Auffassung sprachlicher Bedeutung und damit verbundener wissenschaft-

---

<sup>1</sup> ULLMANN (1964:54); GECKELER (1971:42).

licher Behandlung. Sie tendiert nämlich zu einer Vergegenständlichung der Bedeutung, die zuläßt, daß man Grenzen in Bedeutungen zieht, sie abbildet wie Gegenstände, wie solche analysiert usw. Die Argumente gegen diese Auffassung sind überzeugend dargelegt, wenn auch in der Linguistik nicht beherzigt. Ich will die Sache deshalb auf sich beruhen lassen<sup>2</sup>. Stattdessen möchte ich im weiteren so vorgehen, daß ich in einem ersten Teil eine Menge von Beispielen analysiere, wo angeblich Ambiguität<sup>3</sup> vorliegt, und danach etwas systematischer mögliche Kriterien der Ambiguität in unterschiedlichen Theorien diskutiere. Was aus dieser Diskussion folgt, nun, wir werden es sehen.

\* \* \*

Jetzt also zur Palette von Beispielen, wo der ein oder andre von Ambiguität sprechen würde. Diese Palette ist zwar bunt, aber natürlich nicht vollständig. Sie nimmt z.B. nur Fälle auf, wo von Ambiguität im Zusammenhang mit sprachlichen Zeichen die Rede ist. Behauptungen wie, der Charme der Musik liege darin, daß sie Stimmungen ambig ausdrücke<sup>4</sup>, überlasse ich Semioten.

(i) Fangen wir mit einem klaren Beispiel an, das uns sozusagen idealtypische Merkmale der Ambiguität liefern kann. Nach Meinung von Bally<sup>5</sup> müßte der Satz (1) ambig sein:

(1) Mon ami a loué son nouvel appartement.

Ursache dieser Ambiguität ist das ambige Verb *louer*. Diese Auffassung erscheint mir sinnvoll. Charakteristisch für die Verwendung derartiger Sätze ist, daß entweder dies oder jenes —im Fall von Wortspielen oder manipulativem Gebrauch vielleicht auch beides— gemeint sein kann. Der Hörer wird dies auch verstehen; er weiß aber nicht, welches von beiden

<sup>2</sup> Die Spätphilosophie Wittgensteins bietet die eingehendste Auseinandersetzung mit jener Bedeutungsauffassung; cf. WITTGENSTEIN (1953). Desgleichen AUSTIN (1961), QUINE (1963). Einen kurzen Überblick bietet HERINGER (1978), Kap. 1. Nebenbei bemerkt ist die unten behandelte strukturelle Semantik —wenn auch nicht essentiell— ein Beispiel einer solchen Vergegenständlichung.

<sup>3</sup> Ich befasse mich hier nur mit dem, was ich Ambiguität nenne und als Vorliegen mehrerer Bedeutungen eines Ausdrucks eingeführt habe. Ambiguität ist sowohl der Polysemie wie der Homonymie vorgeordnet, falls man diesen Unterschied machen will. In beiden Fällen muß man nämlich unterschiedliche Bedeutungen feststellen, da auch bei der historisierenden Auffassung Homonymie nur dann vorliegt, wenn der Nachfahre der beiden Etyma ambig ist.

Selbstverständlich wird der Terminus «Ambiguität» sehr unterschiedlich gebraucht. Einen weiten Gebrauch hat beispielsweise EMPSON (1965). Wenngleich mir dies prinzipiell sinnvoll erscheint, nämlich keine Unterschiede zu machen, wenn man sie nicht gut begründen kann, schließe ich mich hier einem üblichen (fiktiven) Gebrauch des Terminus in der Linguistik an.

<sup>4</sup> RUBY (1962:525).

<sup>5</sup> BALLY (1965:172).

gemeint ist. Falls er sich vorschnell für das eine oder das andre entscheidet, weiß er es natürlich auch nicht, er hat eben unter Umständen die Äußerung mißverstanden. Vielleicht sollte man dieses Charakteristikum sogar noch dahingehend verschärfen, daß der Hörer es gar nicht wissen kann.

Wichtig ist also dieses «entweder-oder» und das, was man das Kippen zwischen den Bedeutungen genannt hat: Es gibt keine fließenden Übergänge zwischen den Bedeutungen, sondern einen Aspektwechsel, der sich plötzlich und oft überraschend einstellt. Daher rührt auch die Möglichkeit des Wortwitzes, der von Ambiguität lebt; er suggeriert dem Hörer, ein Ausdruck sei klar in einer bestimmten Bedeutung verwendet, und deckt dann schlagartig—in der Pointe— die Ambiguität auf.

Akzidentiell für die Ambiguität ist nun allerdings die oft angeführte Verschiedenheit des historischen Ursprungs, im Fall *louer* etwa die zwei unterschiedlichen Etyma *locare* und *laudare*. Daß dies kein Kriterium der Ambiguität sein kann, ist plausibel, weil es dem Sprecher gar nicht bekannt sein muß. Übrigens gibt es auch Gegenbeispiele, wo ein nicht-ambiger Ausdruck zwei Etyma hat, etwa dt. *Spieß*, das in Laut- und Bedeutungsentwicklung zusammengefallen ist aus ahd. *spiʒ* und ahd. *spioʒ*, ohne daß heute eine Ambiguität empfunden würde, was auch die Wörterbücher bestätigen.

Möglicherweise habe ich Bally etwas unterstellt, als ich behauptet habe, er würde (1) für ambig halten. Tatsächlich bezeichnet Bally das Verb *louer* als ambig und versucht, diese Ambiguität zu klären durch die Beispiele *louer un élève* und *louer un appartement*, offenbar in der Annahme, diese beiden Ausdrücke seien nicht mehr ambig. Bally entpuppt sich damit als ein naiver Anhänger der weit verbreiteten Desambiguierungstheorie. Nach dieser Theorie kann der Kontext im Satz, der weitere Kontext oder die Situation die Ambiguität eines Ausdrucks aufheben, ihn eindeutig machen<sup>6</sup>.

Nehmen wir mal an, die Desambiguierungstheorie sei korrekt<sup>7</sup>, dann erscheint zumindest die Redeweise eigenartig, der Kontext desambiguiere einen ambigen Ausdruck. Was tatsächlich vorliegt ist, daß ein ambiger Ausdruck Teil eines nicht-ambigen Ausdrucks ist. Es ist aber ein logisches non-sequitur, zu schließen, alle Teile eines nicht-ambigen Ausdrucks müßten auch nicht-ambig sein. Die inkriminierte Redeweise führt zum logischen Paradox, der gleiche Ausdruck sei ambig und nicht ambig, eine

<sup>6</sup> Vgl. etwa BIERWISCH (1970:183); KATZ (1966:159). Sogar QUINE (1960:129) scheint ein Anhänger dieser Theorie, die ihre Plausibilität nur daher bezieht, daß wir in der Kommunikation in der Regel darauf vertrauen müssen, daß nur eine der beiden Möglichkeiten gemeint ist. Quines Beispiel *light as a feather* ist natürlich ebenso ambig wie *light*.

<sup>7</sup> Sie ist tatsächlich nicht korrekt, weil die verkapselte Ambiguität wie Tbc im größeren Kontext wieder aufbrechen kann, dessen Ambiguität aber ihrerseits nur mit der Ambiguität des ambigen Teilausdruckes erklärt werden kann, vgl. HERINGER (1978:120-122). Ein anschauliches Beispiel ist ein ambiger Text mit dem dt. Wort *Schloß*, vgl. HERINGER/ÖHLSCHLÄGER/STRECKER/WIMMER (1977:308).

direkte Folge dessen, daß nicht zwischen Ausdrücken und deren Okkurrenzen unterschieden wird.

(ii) Anders zu beurteilen als die Behauptung, (1) sei ambig, ist die bereits erwähnte Behauptung, *meaning* sei ambig und demgemäß ein Satz wie (2), weil verschiedene Sprecher etwas anderes darunter verstünden:

(2) Don't look for the meaning, look for the use!

Da hier offenbar vorausgesetzt ist, jeder Linguist könne sich seine Bedeutung von *meaning* durch Definition zurechtlegen, ist dies nur der Spezialfall eines allgemeinen Phänomens, das auch Anlaß gegeben hat zu sagen, *dieu* sei ambig, weil ein Sprecher je nach seinem Glauben etwas anderes darunter verstehe<sup>8</sup>.

Selbstverständlich ist an der Ansicht, daß verschiedene Sprecher eine unterschiedliche Bedeutung mit *dieu* verbinden können, etwas dran. Es scheint aber gewagt, dies als Ambiguität zu erklären. Anders als in unserm Prototyp (i) liegt hier weder für den Sprecher noch für den Hörer ein spezifisches «entweder-oder» vor. Vielleicht weiß der Hörer nicht, was sein Partner meint, kennt er aber dessen Bedeutung, dann weiß er auch, was er meint. Zweifel gibt es dann nicht.

Beschreibt man dieses Phänomen so unqualifiziert als Ambiguität, entstehen erhebliche Schwierigkeiten. Es wäre ein kommunikativer Skandal, wenn jeder die Ausdrücke in seiner eigenen Bedeutung verwenden würde und wir als Hörer ständig mit dieser sog. Ambiguität rechnen müßten. Ein einigermaßen kooperativer Sprecher würde darum immer Vermutungen über die Bedeutung seines jeweiligen Partners anstellen und versuchen, den jeweiligen Ausdruck in eben dieser Bedeutung zu verwenden. Das würde faktisch heißen, daß jeder Sprecher jeden Ausdruck in einer Unzahl von Bedeutungen kennen müßte, und die Frage wäre, was dann wohl noch seine eigene Bedeutung wäre, wenn er den Ausdruck doch immer in der Bedeutung seiner jeweiligen Partner verwenden würde.

Neben diesen prinzipiellen Schwierigkeiten führt die skizzierte Redeweise auch zu handgreiflichen. Einmal würde die Feststellung einer Ambiguität ziemlich leer, weil eben jeder Ausdruck im besagten Sinn äußerst ambig wäre. Und dann würde diese Art der Ambiguität jeweils zu der vorgenannten hinzukommen: *louer* wäre also zweideutig in jenem Sinn, jede dieser Bedeutungen wäre aber ihrerseits wieder äußerst ambig oder besser gesagt, würde ihrerseits aus einer Unzahl von Bedeutungen bestehen. Verwunderlich nur, daß so viele Sprecher sich über die erstgenannte Ambiguität einig sind.

Natürlich ist das hier Ambiguität genannte sprachliche Phänomen wichtig, so wichtig, daß eine Bedeutungstheorie ihm Rechnung tragen muß. Das schlichte Postulat einer einheitlichen Bedeutung ist jedenfalls kein wirksames Medikament, weil seine Nebenwirkungen so schwerwiegend

<sup>8</sup> RUBY (1962:526).

sind, daß sie vielleicht gerade die interessanten Probleme der Verständigung zudecken. Wie dem auch sei, man sollte dieses Phänomen nicht mit der in (i) vorgeführten Ambiguität vermengen.

(iii) In der TG wurde diskutiert, ob man wegen der Genus-Opposition der Pronomina *he* und *she* auch eine Genusambiguität bei Nomina ansetzen müsse, die bei der Pronominalisierung aktiv werde<sup>9</sup>. Danach wäre anzunehmen, daß (3) ambig wäre, weil der jeweilige Nachbar ein Mann oder eine Frau sein könnte:

(3) My neighbor is tall.

Die Ambiguität komme ans Licht in den Reflexivierungen (4) und (5) beispielsweise:

(4) My neighbor hurt himself.

(5) My neighbor hurt herself.

Da derart leichtfertige Annahmen von Ambiguität nicht selten in der TG sind<sup>10</sup>, ist hier erst einmal darauf hinzuweisen, daß mit (3) nicht gemeint sein kann, daß entweder der weibliche Nachbar groß sei oder daß der männliche Nachbar groß sei. Zwar werden die Beteiligten wissen, daß der Nachbar, da Nachbarn gewöhnlich Menschen sind, wohl männlich oder weiblich sein dürfte. Gesagt wird das aber ebensowenig wie, daß er ein Kanadier oder ein Amerikaner oder sonst was sein dürfte. Diese Fragen sind im Zusammenhang der Äußerung von (3) nicht relevant. Was aber mit (3) nicht gesagt wird, gehört auch nicht zur Bedeutung von (3), wenngleich natürlich das Wissen, daß Nachbarn gewöhnlich männlich oder weiblich sind, durchaus etwas mit der Sprachkompetenz zu tun hat. Denn jemand, der das nicht wüßte, könnte sicher das Wort *neighbor* nicht richtig verwenden.

Anders verhält es sich mit (5). Dies ist sicherlich nicht im gedachten Sinn mehrdeutig, hier wird explizit gesagt, daß es sich um einen weiblichen Nachbarn handelt, insofern das präsupponiert ist. Es wird nur nicht mit dem Ausdruck *neighbor*, sondern mit *herself* gesagt. Aber darum ist natürlich nicht *neighbor* ambig, ebensowenig wie im Ausdruck *big neighbor*, weil nun deutlich werde, daß es sich um einen kleinen oder einen großen oder einen normalen Nachbarn handeln könnte.

Ein wichtiger Gesichtspunkt ist hier auch, daß der Hörer bei manchen Verwendungen von (3) ja wissen könnte, daß von einem weiblichen Nachbarn die Rede ist. Dann wäre diese Verwendung also nicht ambig. In anderen Verwendungen könnte das offen bleiben, sie wären also ambig. Das führt aber zu Kalamitäten, weil man sinnvollerweise reden sollte von der Ambiguität von Ausdrücken und nicht von der von Verwendungen. Denn

<sup>9</sup> Cf. McCawley (1968:139-141); Koolj (1971:106-108).

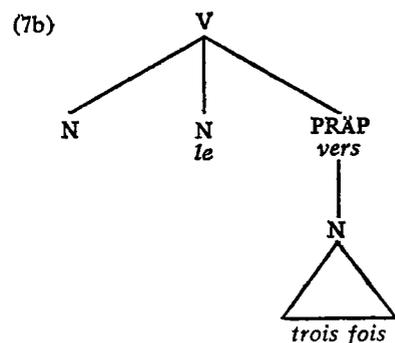
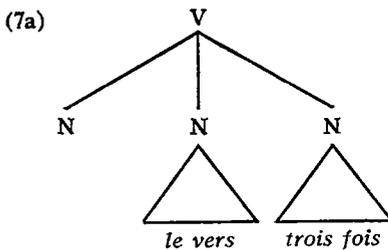
<sup>10</sup> Cf. etwa Lakoff (1968:8), der in *I cut my finger with a knife* die zwei möglichen Interpretationen sieht, daß es absichtlich oder unabsichtlich geschehen sei.

sagt man, ein geäußerter Satz sei ambig, so kommt man in Widersprüche, weil der gleiche Satz in einer anderen Verwendung nicht-ambig sein kann, also ambig und nicht ambig zugleich wäre. Entweder ist der Satz ambig oder nicht.

(iv) Ein beliebtes Beispiel für Homonymie oder auch Homophonie ist fr. /ver/. Man führt als erstes gemeinhin aus, daß hier verschiedene Lexeme vorliegen, weil die Phonemfolge zu verschiedenen lexikalischen Kategorien gehört wie Adjektiv, Präposition, Substantiv, und daß damit einige der angenommenen Homonymien schon hinfällig seien. Solche Beobachtungen sind sicherlich ein Fortschritt gegenüber einer atomistischen Betrachtung von einzelnen Wörtern, ohne zu berücksichtigen, wie sie in Sätzen funktionieren. Man muß sich aber vor Augen halten, wie sich lexikalische bzw. syntaktische Kategorien konstituieren. Insbesondere sollte man die Grenze nach unten deutlich ziehen. So könnten wohl noch ohne direkte Berücksichtigung der Bedeutung lexikalische Subkategorien des Nomens gewonnen werden, die durch Genus differenziert sind, so daß die gleichlautenden *air* und *aire* schon durch ihre Kategorie differenzierbar wären. Problematischer werden aber Subkategorien wie *Nomina concreta* und *Nomina abstracta*, weil sie vielleicht nicht mehr distributionell gewonnen werden können.

Aber so sinnvoll es scheint anzunehmen, daß eine Phonemfolge, die zwei lexikalischen Kategorien angehört, auch zwei Lexeme repräsentiert, und damit, daß eine solche Phonemfolge per definitionem nicht ambig sein kann, weil ambig eben ein einziger Ausdruck, das individuelle Lexem sein muß, so sinnvoll diese Annahme scheint, so vorsichtig sind doch Behauptungen zu genießen wie «les termes homophones, mais jouant des rôles syntaxiques toujours différents, ne peuvent être sources d'ambiguïtés». (FRANÇOIS 1967: 167). Denn Quelle einer Ambiguität kann *vers* als Präposition und als Substantiv offenbar sein. Es muß eben nur mit der Möglichkeit einer zweifachen syntaktischen Strukturierung einhergehen wie etwa (6), das sowohl nach (7a) wie auch nach (7b) strukturiert sein kann:

(6) Il écrit le vers trois fois.



Wohlgermerkt es handelt sich hier nicht um Ambiguität einer syntaktischen Struktur. Vielmehr ermöglicht das homophone *vers* durch seine Zugehörigkeit zu zwei lexikalischen Kategorien das Verständnis nach zwei syntaktischen Strukturen.

Andererseits wird man nicht sagen können, daß die Zugehörigkeit einer Phonemfolge zu mehreren Kategorien schon sicherstellt, daß sie immer unterschiedliche syntaktische Rollen spielt, um im unscharfen Bild zu bleiben. In (6) kann *vers* auch eine Präposition sein, wenn man (6) nach (7a) versteht, nämlich dann, wenn man es als zitiert versteht. Dann spielt es aber die gleiche syntaktische Rolle wie das genuine Substantiv *vers*, insofern es nominalisiert ist.

(v) Im einst beliebten *lexique* von Marouzeau findet sich neben der feinsinnigen Unterscheidung von Homonymie («de sens différents») und Polysemie («des significations variées») als Beispiel für letztere *bureau*<sup>11</sup>. Leider gibt Marouzeau keine Bedeutungsangaben, die diese Ambiguität begründen könnten, sondern begründet sie —wie so mancher— mit Hinweisen: 1) meuble; 2) local; 3) administration; 4) groupe d'administrateurs. Dies scheint auf den ersten Blick plausibel, man kann aber stutzig werden, wenn in dt.-franz. Wörterbüchern *Büro* mit *bureau* übersetzt wird, wenn gleich das deutsche *Büro* sicher nicht die sog. Bedeutung 1) hat und die andern vielleicht auch nicht. Man kann das hinnehmen, wenn man vom Deutschen ins Französische übersetzt, weil man ja nicht in die Verlegenheit kommt, *Büro* im Sinn 1) zu übersetzen. Erstaunlich ist aber, daß die übrigen Ambiguitäten beim dt. *Büro* mehr oder weniger genauso vorkommen sollen. Liegt das an der Entlehnung? Offenbar nicht, denn zwischen den sog. Bedeutungen 2), 3) und 4) —wie auch schon zwischen 1) und 2)— liegt ein systematisierbares Verhältnis vor, das mit Mitteln der Rhetorik zu fassen ist. Sei es nun, daß 3) ein *totum pro parte* von 2) ist oder umgekehrt 2) eine *pars pro toto* von 3). Oder sei es, daß bei 4) und 3) eine Metonymie von der Sache zur Person vorliegt. Stets haben wir es mit Spielarten der Metonymie zu tun, also mit verhältnismäßig universellen Formen der Übertragung, die Sprecher einer Sprache als Regeln und nicht individuell für einzelne Lexeme beherrschen. Darum kann oft ein Sprecher, der eine Verwendungsweise kennt, andere, ihm nicht bekannte verstehen oder auch finden. Kinder lernen diese Regeln recht spät. Sie neigen anfangs dazu, übertragene Redeweisen als neue, andere Bedeutungen anzusehen —stellen auch dementsprechende Fragen— und haben darum Verständnisprobleme. Ähnlich zu sehen sind auch sog. Ambiguitäten wie die *use/mention*-Ambiguität, die Akt/Objekt-Ambiguität mit dem Spezialfall der von Nomen actionis/Nomen acti und die *acte/habitude*-Ambiguität.

Es gibt eine Reihe von Gründen dafür, diese regelhaften Bedeutungsverhältnisse nicht als Ambiguität anzusehen, wenngleich sie die meisten Charakteristika der Ambiguität haben. Einmal sind die analogen Bedeu-

<sup>11</sup> MAROUZEAU (1961:180).

tungsverhältnisse oft in mehreren Sprachen anzutreffen, während die Ambiguität sinnvollerweise als etwas Sprachspezifisches anzusehen sein könnte. Aber auch, wenn eine andere Sprache für das fragliche Lexem zwei Äquivalente hat, kann das kein Kriterium für Ambiguität in der Quellsprache sein. Denn wie oft haben eindeutige Lexeme in andern Sprachen nicht mehrere Äquivalente? Übersetzungsmöglichkeiten sagen nichts über eine Sprache, sondern über zwei.

Ein anderer Grund ist, daß es sich hier um produktive Möglichkeiten handelt, die man beispielsweise nicht in einem Wörterbuch vorsehen oder festschreiben könnte. Oft sind die Verwendungsweisen gar nicht so deutlich, daß ihre Beschreibung möglich wäre. Die Metapher beispielsweise scheint eine der Bedingungen für eine Beschreibung zu erfüllen, nämlich gewisse Ähnlichkeiten des eigentlichen und des uneigentlichen Gebrauchs. Die Angabe von Bedeutungsunterschieden aber ist so unsicher, daß die Annahme einer Ambiguität reines Postulat bliebe, jedenfalls nicht durch Vergleich zweier Bedeutungsbeschreibungen gerechtfertigt werden könnte.

Schließlich noch ein drittes Argument, das seine Schärfe von Occams Rasiermesser bezieht: Der schlichte Hinweis auf die Vielfalt von Bedeutungen bringt nicht viel<sup>12</sup>, wenn es regelhafte Beschreibungen gibt, die für viele Fälle gelten und zugleich die Produktivität der Sprecher in dieser Hinsicht erklären wie auch die Fähigkeit, neue derartige Verwendungen zu verstehen. Die bessere Theorie ist diejenige, die weniger unterscheidet und trotzdem alles Notwendige leistet. Darum ist auch ein vernünftiges Beschreibungsprinzip: So wenig Ambiguitäten wie möglich!

Mir scheint ein Sonderfall dieses Prinzips das Maximalprinzip —wie ich es nennen möchte—, an dem viele Strukturalisten sich orientiert haben, wenn sie beispielsweise bei der Suche nach Kasusbedeutungen für je einen Kasus genau eine Grundbedeutung gesucht haben, von der aus die einzelnen Verwendungsweisen als spezifische Varianten darstellbar wurden<sup>13</sup>.

(vi) In seiner präzisen Erörterung der Vagheit und Ambiguität spricht Quine von der weiten Ambiguität des Eigennamens *Paul*<sup>14</sup>. Danach wäre (8) in unüberschaubarer Weise ambig, weil es unüberschaubar viele Träger dieses Namens gibt:

(8) Paul ne s'est pas expliqué sur l'ambiguïté.

Selbstverständlich ist Quine bekannt, daß es sich hier nicht um mehrfache Bedeutung im bisherigen Sinn handelt, sondern nach der Unterschei-

<sup>12</sup> Ein Beispiel dafür sehe ich in BESSE (1973:35).

<sup>13</sup> Das Prinzip wirkt bei den Kasus oft implausibel, weil es in der Sprache eine allgemeine und lexikalische Beschreibung nicht gibt, die genau das trifft, was der Kasus leistet. So ist natürlich *train qui a affaire avec Paris* keine äquivalente Umschreibung für *train de Paris*, wie es WEYDT (1972:57) annimmt. Einerseits wäre *train à Paris* genauso erklärbar, andererseits ist es nicht so, daß jeder «train de Paris a affaire avec Paris».

<sup>14</sup> QUINE (1960:130).

dung Freges um mehrfache Referenz, also Freges Bedeutung im Gegensatz zu Sinn. Mir scheint aber, man sollte —auch nach Quines eigener Erklärung der Ambiguität von Termen— hier nicht von Ambiguität sprechen. Sein Kriterium war, daß ein ambiger Term zugleich wahr und falsch von Objekten ausgesagt werden könne<sup>15</sup>. Dieses Kriterium versagt hier, nicht weil es im Fall von *Paul* um einen Eigennamen geht, die sind in Quines Theorie ja letztlich als Prädikate erklärt, also tatsächlich prädzierbar. Es versagt, weil natürlich *Paul* vom gleichen Objekt ausgesagt entweder wahr oder aber falsch ist.

Nach dem, was wir bisher herausbekommen haben, ist vom linguistischen Standpunkt aus zu sagen, daß Beispiele wie (8) nicht kippen. Jeder Eigenname kann prinzipiell viele Träger haben und, wer einer der Träger ist, ist vorderhand kein sprachliches Faktum. Würde man also in diesem Sinn von der Ambiguität von Eigennamen sprechen, so wäre (a) jeder Eigenname ambig —eine nicht sehr vielsagende Feststellung—, und seine Ambiguität müßte (b) über sehr detaillierte Nachforschungen in der Welt festgestellt werden. Dies wird aber gemeinhin nicht als Aufgabe der Linguistik angesehen.

Allerdings ist es eine wichtige Aufgabe der Linguistik, bestimmte generelle Eigenschaften der Verwendung von Eigennamen zu erforschen —wozu vor allem gehört, daß ein Eigenname mehrere Träger haben kann— und welche kommunikativen Voraussetzungen und Konsequenzen das hat. Es ist durchaus ein linguistisches Problem, welches Referenzpotential ein Eigenname hat, und dies hat natürlich einiges zu tun mit Instanzen faktischer Referenten<sup>16</sup>.

(vii) Paradefeld der Textlinguistik und der Generativen Theorie sind die sog. Koreferenzen. In diesem Zusammenhang gilt beispielsweise ein Satz wie (9) als ambig<sup>17</sup>:

(9) Pierre dit à Paul qu'il l'a rencontré.

Diese Ambiguität wird erklärt, indem man (9) mittels Transformationen aus zwei Tiefenstrukturen erzeugt. Das erscheint allerdings voreilig, weil

<sup>15</sup> QUINE (1960:129).

<sup>16</sup> Insofern man die Bedeutung vieler Ausdrücke als Referenzpotential deuten kann (vgl. hierzu ALSTON 1964:34-39), ist es natürlich übertrieben zu sagen, Bedeutung und Bezeichnung seien «also völlig verschiedene sprachliche Funktionen». (COSERIU 1967:14). Vielleicht ist diese Ansicht begünstigt durch einen langue-parole-Sprung, wie ihn beispielsweise Geckeler macht, indem er behauptet, daß mit *der Sieger von Jena* und *der Besiegte von Waterloo*, wenngleich beide verschiedene Bedeutung haben, die gleiche Person bezeichnet wird (GECKELER 1971:80). Es müßte natürlich heißen «werden kann», weil man mit beiden Ausdrücken auch andre Personen bezeichnen kann. Die Bedeutung, i.e. das Referenzpotential, ermöglicht, daß man auf unterschiedliche Personen referieren kann. Auf welche man referieren kann, ist eine linguistische Frage, die verschieden ist von der Frage, auf wen mit einer Verwendung des Ausdrucks referiert wird.

<sup>17</sup> RUWET (1967:294).

man offenbar denkt, der Satz sei ohne Kontext verwendet. Wenig Überlegung führt zu der Einsicht, daß (9) in dieser Art noch weiter ambig ist. Denn weder *il* noch *le* (oder *la*, falls gesprochen) muß sich auf *Paul* oder *Pierre* rückbeziehen. Es kann auch jeweils ein anderer gemeint sein. Ist also (9) wenigstens siebendeutig? Und kann man diese Ambiguität etwa teilweise erklären durch die Ambiguität von *il*?

Wenngleich wir es hier mit einem Referenzproblem zu tun haben, ist es doch nicht das von *Paul*, das wir in (vi) diskutiert haben. Zwar wird auch öfter behauptet, *il* sei unendlich mehrdeutig, weil man damit auf alles Mögliche referieren könne, hier geht es aber um das Problem, worauf man mit *il* in bestimmtem Zusammenhang referieren kann und daß es Sätze und Texte gibt, aus denen allein nicht deutlich wird, worauf mit *il* referiert ist. Dies scheint aber nicht so sehr ein Problem der Ambiguität, sondern eines der Vagheit, insofern nämlich die Regel für den Rückbezug von Pronomen nicht so einfach und klar ist wie etwa, daß man sich mit *il* immer auf denjenigen Gegenstand beziehe, auf den man sich zuletzt mit einem maskulinen Nomen oder Pronomen bezogen hat. Offenbar ist die Reichweite derartiger Koreferenzen eher vage und ungewiß. Wir wählen als Hörer etwa eine Deutung aus, die uns wahrscheinlich oder möglich erscheint — und können uns darin natürlich irren. So werden wir ohne weiteres über den letzten Referenzpunkt nach vorn springen, wenn wir dadurch einen Widerspruch vermeiden wie in (10), wo wir nicht so leicht auf die Idee kommen, mit *il* sei der Vater gemeint:

(10) Paul habitait Paris. Quand son père était mort, il alla en province.

Dies ist eine Folge dessen, daß wir dem Partner —falls wir nicht Wissenschaftler, sondern kooperativ sind— nicht so leicht einen Widerspruch unterstellen, sondern ganz selbstverständlich nach dem Slogan «Verstehen vor Widerspruch» vorgehen.

(viii) Es ist verbreitet, die Ambiguität sprachtherapeutisch einzusetzen und mit ihrer Hilfe Fehlschlüsse zu erklären und abzuwehren<sup>18</sup>. Ein häufigeres Beispiel ist die Ambiguität von *loi*, wie sie beispielsweise in (11) wirke:

(11) Tout obéit à des lois.

Es heißt, man mache sich hier die Ambiguität zunutze, um wie folgt zu argumentieren: Alles in der Natur folgt Gesetzen, und nichts kann gegen diese Gesetze geschehen. Darum gehört es auch zur Naturgeschichte des Menschen, daß er Gesetze hat und sie befolgt. Die Zweideutigkeit von *loi* wird darin gesehen, daß einmal Naturgesetze gemeint seien, gegen die die Natur nicht verstoßen kann und die von keinem Gesetzgeber hervorgebracht sind, dann aber menschliche Gesetze, die von Gesetzgebern ge-

<sup>18</sup> Cf. Koolij (1971:1).

macht sind und gegen die man eben verstoßen kann. Die Mißachtung dieses Unterschieds gestattet übrigens auch einen gegenläufigen Schluß derart, daß, wenn es schon Naturgesetze gebe, dann müsse es auch einen entsprechenden Gesetzgeber geben, und dies sei eben Gott<sup>19</sup>.

Mit dieser Darstellung haben wir ein Musterbeispiel dafür, wie die Annahme einer Ambiguität abhängt von einer Bedeutungsbeschreibung. Man kann durchaus Zweifel haben, ob es nicht möglich ist, die Bedeutung von *loi* nur mittels gemeinsamer Züge zu beschreiben. Eine solche Beschreibung wäre etwa 'règle nécessaire'. Nun wäre zu zeigen, daß die für die Ambiguität ins Feld geführten Züge tatsächlich pertinent sind. Stutzig machen könnte uns beispielsweise, daß wenn eine Bedeutung von *loi* schon 'loi de nature' wäre, *loi de nature* eben ein Pleonasmus sein müßte.

Schöne Beispiele für die Abhängigkeit der Ambiguität von der jeweiligen Bedeutungsbeschreibung bietet ein Vergleich von Artikeln zum gleichen Stichwort in verschiedenen Lexika<sup>20</sup>. Er wird uns vom Prinzip überzeugen: Je dicker das Wörterbuch, umso mehr Ambiguitäten.

Wieder anders sieht die Sache aus, wenn man zweisprachige Wörterbücher mit unterschiedlicher Zielsprache heranzieht. Wenn also fr. *glace* in einsprachigen Wörterbüchern zwischen vier und elf Bedeutungen hat, so scheint das Spanische deren fünf nahezulegen, weil es fünf unterschiedliche Übersetzungen gibt: *glace* ~ *luna*, *espejo*; *glace* ~ *cristal*; *glace* ~ *hielo*; *glace* ~ *helado*; *glace* ~ *baño de azúcar*. Das macht aber wohl deutlich, daß wir zu ziemlichem Unsinn kämen, wenn wir die Ambiguität in Abhängigkeit von möglichen Übersetzungen sähen, weil dann eben der gleiche Ausdruck ambig und nicht-ambig sein könnte. Es soll sich aber bei der Ambiguität doch wohl um eine Eigenschaft von Wörtern einer Sprache und nicht um Beziehungen zwischen Wörtern verschiedener Sprachen handeln.

Diese Forderung hat es aber in sich. Denn jede Bedeutungsangabe ist eine Art Übersetzung, zumindest stellt sie Beziehungen zwischen verschiedenen Ausdrücken her. Wenn also die Feststellung einer Ambiguität die Angabe der Bedeutung voraussetzt —und das dürfte billig zu fordern sein—, dann taucht in jedem Fall das Problem auf, ob man nicht nur eine Ambiguität relativ zu einer bestimmten Beschreibung festgestellt hat<sup>21</sup>. Und damit ist natürlich schönen wissenschaftlichen Diskussionen Tür und Tor geöffnet, welches die korrekte Bedeutungsangabe sei.

Ein prinzipiellerer Angriff auf die postulierte Ambiguität von *loi* ist möglich, wenn man die Doktrin aufgibt, allen Verwendungen eines Ausdrucks müsse etwas gemeinsam sein. Setzt man an die Stelle dieses «trait commun» die Wittgensteinsche Familienähnlichkeit, so kann man sich eine Reihe Probleme ersparen und sieht sich nicht so schnell zur Annahme von Ambiguitäten gezwungen<sup>22</sup>. Die Auswirkungen eines solchen Schritts sind

<sup>19</sup> BLACK (1952:187).

<sup>20</sup> Cf. BESSE (1973).

<sup>21</sup> Cf. auch WEYDT (1972:41).

<sup>22</sup> Die Idee der Familienähnlichkeit wirkt bei vielen Ausdrücken, sie würde aber die

allerdings alles andre als klar. Sicher ist nur, daß er zu ganz anderen Formen der Bedeutungsbeschreibung führen würde und daß es sich nicht um einen bequemen Ausweg handelt, sondern um eine Reise in neue Bereiche der Bedeutungsbeschreibung, wo es nicht nur auf die klassischen *genus* und *differentia* ankäme, sondern alle möglichen Kriterien der Verwendung ans Licht zu bringen wären.

(ix) Das Problem konkurrierender Bedeutungsangaben und ihre Relativität, die durch die Willkür der Beschreibungssprache hervorgerufen ist, versucht man natürlich seit langem zu beheben. Für die Ambiguität ist ein Beispiel interessant, wo man endgültige Aussagen machen will kraft der Objektivität der Logik. Man findet in den verschiedensten Logikbüchern —fast als Topos—, das Wörtchen *est* bzw. seine Entsprechungen in anderen Sprachen sei ambig<sup>23</sup>. Beispiele für vier Bedeutungen sind:

- (12) Dieu n'est pas.
- (13) Jean est un cheval.
- (14) Celui-là c'est Jean.
- (15) Un cheval est un animal.

Diese sog. Bedeutungen<sup>24</sup> sind in etwa 'existe', 'être un élément d'un ensemble', 'être identique à', 'être un sous-ensemble de', entsprechend den logischen Zeichen « $\exists!$ », « $\in$ », « $=$ » und « $C$ ».

Wir sehen auf den ersten Blick, daß hier komplementäre und nicht konkurrierende Verwendungsweisen vorliegen. Zum Beispiel liegt in (12) ein einwertiges Verb vor, in den anderen Beispielen aber ein zweiwertiges. Zwischen diesen beiden Gruppen gibt es im Satzzusammenhang also gar nicht die Möglichkeit der Ambiguität. Ein Kippen kann sich nicht einstellen. Wir sollten darum unserem «entweder-oder» aus (i) noch die Bedingung hinzufügen, daß es Sätze geben muß, wo beide Möglichkeiten realisierbar sind, eine Bedingung, die der Desambiguierungstheorie fast entgegenläuft, aber die notwendige Voraussetzung des Kippens ist. Isolierte Wörter ohne jede Berücksichtigung ihrer Verwendung als ambig zu bezeichnen, macht nicht viel Sinn<sup>25</sup>.

Wenn bei *est* wirklich Ambiguität vorläge, dann wäre es doch erstaunlich, daß sie von den Sprechern so lange unbemerkt blieb. Es mußten erst

---

Annahme von Ambiguitäten in bestimmten Fällen nicht überflüssig machen, cf. WITTGENSTEIN (1953: §§ 65-67).

<sup>23</sup> Cf. BOCHENSKI/MENNE (1965:72).

<sup>24</sup> Es sind etwa die vier, die REICHENBACH (1947:334) anführt. Die Erörterung der schönen Frage, welches denn jeweils die Bedeutung von *être* in meinen Bedeutungserklärungen ist, muß ich mir leider verkneifen.

<sup>25</sup> Die generelle Gültigkeit der Desambiguierungstheorie würde die Frage der Ambiguität sogar verhältnismäßig uninteressant machen. Wenn es nämlich keine Kontexte gibt, in denen irgend ein Satz ambig verwendet werden könnte, so wäre Ambiguität gar kein kommunikatives Problem. Es wäre nur ein Fall für Lexikographen, die bei isolierten Wörtern darauf stoßen, daß diese unterschiedlich verwendet werden können.

die Logiker auf den Plan treten, um die Ambiguität zu entdecken, und zwar in ihrer vollen Tragweite erst recht spät.

Bezüglich der ersehnten Objektivität macht stutzig, daß die Logiker sich über die Anzahl der Bedeutungen von *est* gar nicht einig sind. Reichenbach hatte deren vier, Bochenski sechs, eifrige Sammler finden sogar acht<sup>26</sup>. Nun wird das die Logiker kaum betrüben. Denn sie haben den Glauben an eine einzige objektive Logik weitgehend aufgegeben<sup>27</sup> und sehen die Möglichkeit unterschiedlicher logischer Sprachen, die nicht das gleiche leisten.

Dies konsolidiert das Prinzip, daß Zuordnung eines Ausdrucks zu zwei konkurrierenden Übersetzungen in eine andre Sprache kein einheitliches Kriterium für Ambiguität liefern kann, da mit der Logik die letzte objektive Bastion gefallen ist.

(x) So wird es notwendig zu überlegen, warum manche der Ambiguitäten, deren Problematik hier gezeigt wird, denn so plausibel sind. Ein Grund dafür scheint mir, daß es in der Praxis oft darum geht, alternative Verwendungsweisen durch irgendeine sprachliche Erklärung zu verdeutlichen. Welche Sprache da verwendet wird, ist unerheblich, nur selbstverständlich eine, die verstanden wird. Beispielsweise wird die Ambiguität von *est* in Logikbüchern behandelt, sie ist plausibel für den, der Logik kann oder lernt.

Ein extremes Beispiel dieser Gewohnheit ist die öfter zu findende Behauptung, ein einjähriges Kind verwende den Satz (16) vielfältig ambig:

(16) Maman.

Es könne damit meinen: 'Da ist Mama' oder 'Wo ist Mama?' oder 'Komm Mama!' oder 'Ich will zur Mama' oder 'Ich möchte etwas zu essen von der Mama' und so weiter. Dies ist nun wirklich eine erstaunliche Erklärung. Wie kann das Kind all dies meinen, was es nicht sagen kann? Oder gar, wie können wir feststellen, was es meint, wenn es uns das auf keine andre Weise als mit (16) sagen kann? Offenbar ist es doch unsre Wiedergabe dessen, was das Kind meint; in unsrer Sprache gehalten. Deren Unterscheidungsmöglichkeiten wenden wir selbstverständlich an zur Erklärung dessen, was wir jeweils verstehen. Wir können aber so keine Aussagen darüber machen, ob (16) in der Sprache des Kindes ambig ist.

Dies ist aber nicht die ganze Geschichte. Zwar spricht das Kind nicht unsre, entwickelte Sprache, aber wir haben doch mit ihm eine gemeinsame Sprache, zumindest so gemeinsam wie mit andern Partnern. Wir verstehen auch ganz gut, was das Kind meint, nur sind wir wegen der Undifferenziertheit seiner Sprache oft im Zweifel, was es gerade jetzt meint. In jener gemeinsamen Sprache können wir aber die Unterschiede nicht ausdrücken. Wir wissen, daß das Kind sprachlich nicht weiter differenzieren

<sup>26</sup> STEGMÜLLER (1969:67). Diese sollen aber auf sechs reduzierbar sein, STEGMÜLLER (1969:78).

<sup>27</sup> QUINE (1970: chap. 6).

kann. Unser Handeln allerdings, als ob das Kind mal dies und mal jenes meine, ist sinnvoll und besonders kooperativ, weil es sich um ein Kind handelt, das soll die Differenzierungen erst lernen.

Wenn zu einer ambigen Verwendung auch gehören soll, daß der Sprecher die Ambiguität sieht oder sehen kann, so wird es sich bei (16) schon gar nicht um eine Ambiguität handeln. Denn wir können nicht feststellen, ob das Kind die Ambiguität des Satzes sieht. Unsere Überlegungen können uns aber dazu führen, drei Fragen auseinanderzuhalten: (a) Ist der Ausdruck ambig? (b) Meint der Sprecher die Verwendung ambig? (c) Versteht der Hörer die Verwendung ambig?

(xi) Sicherer Grund für die Entscheidung einer Ambiguität könnten in manchen Fällen syntaktische Kriterien bieten. Hier wird man aber im einzelnen fragen müssen, wie sie gewonnen sind. Beispielsweise erscheinen Kasusdefinitionen doch wesentlich unsicherer als Kategorien, die mit den klassischen Operationen gewonnen sind. Kasus sind letztlich implizierte Merkmale der Prädikate<sup>28</sup>, die methodische Unsicherheit ihrer Gewinnung hat sich in der Vergangenheit deutlich genug niedergeschlagen in der Erfindung neuer Kasus, Aufspaltung und Zusammenlegung alter, was natürlich für die Beurteilung der Ambiguität von großer Tragweite ist.

Ein Beispiel hierfür bietet Manourys Versuch, die angebliche Ambiguität von *montrer* in (17) zu erklären<sup>29</sup>:

(17) Je te montre la voie; à toi de la suivre ou de te perdre.

Der gemeinsame Kasusrahmen für beide Bedeutungen sei grob Agent-Bénéficiaire-Objet. Es gebe aber einen Unterschied bei den möglichen Objekten, wie er sich etwa in (18) und (19) manifestiere:

(18) Paulette montre ses bijoux à tout un chacun.

(19) Il m'a montré comment je dois me tenir en public.

Im ersten Fall sei das Objekt spezifiziert durch —abstrait, im andern +abstrait und +prescription<sup>30</sup>. Dies wäre eine Selektionsbeschränkung, und, ob die syntaktisch oder semantisch ist, sei dahingestellt. Tatsächlich scheint die Unterscheidung völlig ad hoc, höchstens auf der vorgängigen Unterscheidung zweier Bedeutungen von *montrer* plausibel. Es gibt kein Indiz dafür, daß sie relevanter als andere Objektkategorisierungen wäre wie  $\pm S$ ,  $\pm V$ ,  $\pm animate$  etc., die so wenig pertinent sind für Ambiguität wie die in (iii) diskutierten Beispiele. Darum werden auch die wenigsten die Ambiguität von (17) sehen.

<sup>28</sup> Cf. POTTS (1978:420).

<sup>29</sup> MANOURY (1974:85).

<sup>30</sup> Manoury will wirklich daraus unterschiedliche Kasus ableiten. Er führt dies als einzigen Unterschied an und will doch —nach dem, was er anfangs an Definitionsähnlichem gegeben hat— die Ambiguität als Auswirkung unterschiedlicher Kasusrahmen erklären. MANOURY (1974:75).

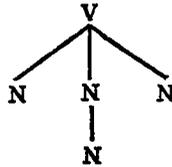
Deutlicher erscheint die Ambiguität von (20)<sup>31</sup>:

(20) L'homme reçoit le livre du garçon.

Zu ihrer Erklärung kann man davon ausgehen, daß es im Französischen eine umfassendere syntaktische Struktur gibt wie etwa (22) für Sätze wie (21):

(21) L'homme reçoit le livre du garçon de sa mère.

(22)



In dieser Struktur sind die beiden rechten N fakultativ, so daß man bei Aussparung eines dieser N nicht mehr weiß, zu welcher syntaktischen Kategorie das verbleibende gehört. Die Ambiguität von (20) erklärt sich durch die Zuordnung zweier syntaktischer Strukturen und ist also mit klassischen syntaktischen Operationen darstellbar.

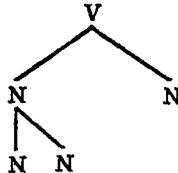
Schwieriger und umstrittener hingegen ist der berühmte adnominale Genitiv etwa in (23)<sup>32</sup>:

(23) Le choix de l'éditeur a surpris Paul.

Traditionell ist die Unterscheidung von *genitivus objectivus* und *subjectivus* mit Paraphrasen, die auch der transformationellen Behandlung zugrundeliegt. Sind aber unterschiedliche Paraphrasen Kriterium der Ambiguität? Hier greifen natürlich Bedingungen, die sich uns bisher aufgedrängt haben: Es müssen erst einmal konkurrierende, keine komplementären Paraphrasen sein; der Paraphrasenunterschied muß pertinent sein; Sprache und Formulierung der Paraphrasen müssen gewissen Ansprüchen genügen.

Nun, im Fall (23) scheinen aber wesentliche Kriterien unsres Musters in (i) zuzutreffen. Eine Erklärung dafür ist aber nicht der TG vorbehalten, sie gelingt —ähnlich wie oben— auch mit klassischen Mitteln. Eine syntaktische Struktur des Französischen ist nämlich grob:

(24)



<sup>31</sup> RUWET (1967:125).

<sup>32</sup> RUWET (1967:215).

In dieser Struktur sind die beiden unteren N fakultativ, beide Kategorien sind durch unterschiedliche Präpositionen (*de, par, pour*) einleitbar, die Wahl ist meistens gesteuert durch das dominierende (linke) N und das darin enthaltene V. Aber es gibt Überlappungen, und gerade diese führen bei Auslassung eines N zur Ambiguität, da die Zuordnung der Präpositionalphrase zu beiden syntaktischen Kategorien möglich wird. Selbstverständlich gibt diese Beschreibung nicht alles, was die transformationelle gibt, aber sie gibt genug zur Erklärung der Ambiguität<sup>33</sup>.

Was ist das aber für eine Erklärung der Ambiguität? Ist die Erklärung der Ambiguität einer Kette wie (21) oder (23) durch Zuordnung zu zwei syntaktischen Strukturen ein Kriterium für Ambiguität? Wohl kaum. Denn wir ordnen doch der Kette zwei Strukturen zu, weil sie ambig ist, nicht umgekehrt. Wir haben unsre syntaktische Theorie so eingerichtet, daß sie diese Ambiguität durch zwei syntaktische Strukturen erfaßt, — und das war wohl sinnvoll so.

Das war also meine Palette von Beispielen. Eine beliebte wissenschaftliche Tätigkeit wäre nun das, was man terminologische Arbeit nennt, eine Arbeit, an deren Ende eine «typologie des homonymies»<sup>34</sup> stehen könnte. Dieses Vergnügen will ich mir ersparen. Was mich interessiert, ist vielmehr, was in bestimmten Fällen, wo die Rede von Ambiguität sinnvoll erscheint, uns dazu berechtigt, so etwas anzunehmen, oder anders gesagt: Welche Argumente können wir vorbringen, wenn jemand unsre Behauptung bezweifelt?

\* \* \*

Eine ähnliche Vielfalt wie die Verwendungsweisen des Terminus «Ambiguität» bieten seine Definitionen. So mag es heißen, ein Ausdruck sei ambig genau dann, wenn er mehrere Bedeutungen habe oder mehrere Referenten oder mehrere Inhalte oder mehrere Interpretationen oder mehrere Lesarten oder mehrere «senses» oder mehrere «sens» oder mehrere Funktionen<sup>35</sup>. Diese Definitionen sind so gut wie die vorausgesetzten Bedeutungstheorien und die Möglichkeiten zur Feststellung der Ambiguität. Beispielsweise ist die Definition Rubys «An ambiguous word refers to several referents» mit einer eigenen Bedeutungstheorie verbunden, die es erst zu verstehen gilt. Mir scheint hier —abgesehen davon, daß es nicht sinnvoll ist zu sagen, daß Wörter referieren, und daß eben gar nicht alle Wörter zum Referieren verwendet werden können— das Problem nur darauf verschoben, verschiedene Referenten zu unterscheiden. Das läuft

<sup>33</sup> Es ist also nicht korrekt, die klassische Syntax könne diese Ambiguität nicht beschreiben, RUWET (1967:152).

<sup>34</sup> BESSE (1973:20).

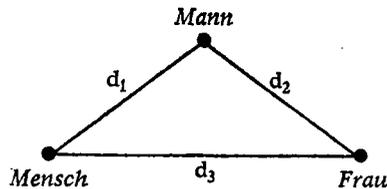
<sup>35</sup> In dieser Reihenfolge zu finden bei LEWANDOWSKI (1973:26); RUBY (1962:525); *Funkkolleg Sprache* (1973:308); HELBIG (1969:4); KATZ/POSTAL (1964:21); KATZ (1966:155); MAROUZEAU (1961:110); WANDRUSZKA (1969:218).

aber auf die Unterscheidung verschiedener Bedeutungen hinaus, weil offenbar nicht Gegenstände als Referenten gemeint sein können; denn sonst wären alle Substantive ungeheuer ambig, weil man mit ihnen auf jeden  $x$ -beliebigen Gegenstand der entsprechenden Art referieren kann.

Es liegt also nahe, das Problem der Ambiguität so anzugehen, daß man überprüft, ob und wieweit Ambiguitäten im Rahmen einer Theorie entscheidbar sind. Und welche Theorie läge an diesem Ort näher als die strukturelle Semantik im weitesten Sinn? Sie erscheint auch als guter Prüfstein, weil sie ein methodisches Vorgehen für die semantische Analyse anstrebt, die relevanten Eigenschaften der untersuchten Sprache aus dieser heraus entwickeln und nicht von außen herantragen will.

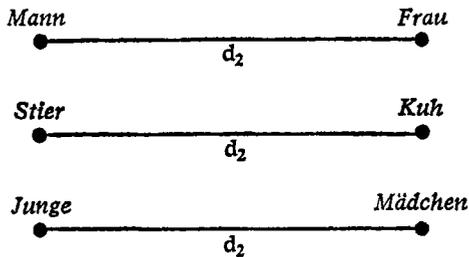
Das strukturelle Verfahren besteht —grob gesprochen— in der Ermittlung funktioneller Oppositionen im Rahmen von sog. Paradigmen<sup>36</sup>. In einem ersten Schritt stellt man Oppositionen fest, deren Ursache in einer Bedeutungsdivergenz gesehen wird:

(25)



Man erhält für die Lexeme *Mann*, *Mensch*, *Frau* drei Bedeutungsdivergenzen, die hier mit  $d_1$ ,  $d_2$ ,  $d_3$  bezeichnet sind. Natürlich bringt uns dieser erste Schritt nicht weit. Die schiere Feststellung von Oppositionen oder Differenzen ist in gewissem Sinn trivial: Ihr Ergebnis ist eben, daß jedes Lexem mit jedem in Opposition steht und daß zwischen allen Paaren demgemäß eine Bedeutungsdivergenz existiert. Insbesondere gestattet dieser erste Schritt nicht die Hierarchisierung von Lexemen, wie sie von Anfang an gefordert wurde<sup>37</sup>. Eine solche Hierarchisierung setzt die Ermittlung indirekter Oppositionen voraus, die es in diesem Schlichtmodell nicht gibt. Zum andern liefert uns dieser erste Schritt keine Serien der Form (26), wo gleiche Differenzen zwischen verschiedenen Paaren auftreten:

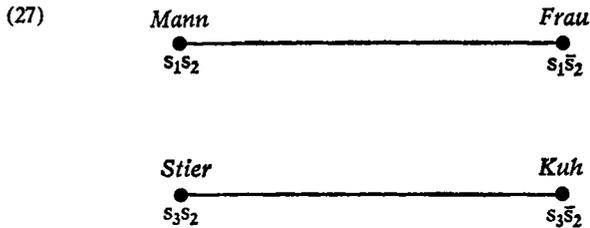
(26)



<sup>36</sup> COSERIU/GECKELER (1974:141).

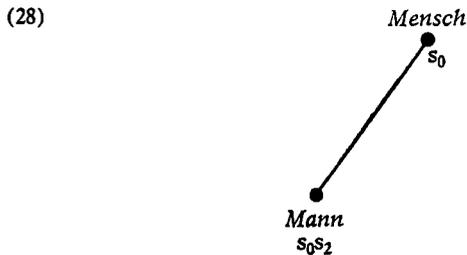
<sup>37</sup> Vgl. TRIER (1932:418).

Dafür genügt nicht die Ermittlung und Numerierung der Differenzen<sup>38</sup>, man muß vielmehr einen zweiten Schritt tun: Die Spezifizierung und Bezeichnung der Differenzen. Dann können wir sie vergleichen und kommen über gleiche Differenzen zu Serien wie (26), noch nicht aber zu Hierarchien. Dazu bedarf es eines dritten Schritts: Die Feststellung und Bezeichnung der Gemeinsamkeiten. Da jede Differenz zwischen zwei Lexemen gedeutet werden kann als ein Unterschied der Bedeutungen, ist es nun möglich, das Ergebnis dieses Schritts so zu schreiben:



Jedes  $s_i$  steht hier für ein Bedeutungsmerkmal eines Lexems, das meistens Sem genannt wird.  $s_1$  wäre in (27) etwa das *Mann* und *Frau* gemeinsame Sem, das mit 'Mensch' bezeichnet wird.  $s_2$  wäre 'männlich' und  $\bar{s}_2$  das Negat von  $s_2$ , also 'nicht-männlich'. Die einem Lexem entsprechende Menge von Semen wird Semem genannt, es wäre die Bedeutung dieses Lexems.

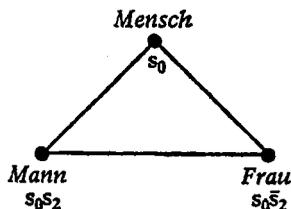
Dieser Schritt ermöglicht nun auch eine Hierarchisierung, da wir neben den privativen Oppositionen in (27) auch den Fall finden, daß zwei Lexeme ein gemeinsames Sem haben, ihr Unterschied aber darin besteht, daß einem ein Sem zukommt, das dem anderen nicht zukommt. Dies ist etwa der Fall für *Mann*: *Mensch*, wo wir folgendes Bild bekommen:



Nehmen wir noch *Frau* hinzu, so haben wir schon einen kleinen hierarchischen Wortverband:

<sup>38</sup> Die gegenteilige Behauptung in POTTIER (1964:122) ist nicht korrekt.

(29)



Dieser Verband wird in der weiteren Anwendung des Verfahrens ausgebaut, der Zusammenhang mit anderen Verbänden hergestellt<sup>39</sup>. So könnte man beispielsweise bei der Opposition von *Mensch* und *Rind* auf  $s_4 = \text{'Lebewesen'}$  und  $s_5 = \text{'rational'}$  und die Kombinationen *Mensch*  $s_4 s_5$ , *Rind*  $s_4 \bar{s}_5$  gekommen sein. Wären wir so vorgegangen, so würden wir wohl  $s_0$  durch die entsprechende Kombination ersetzen und erhielten (30) aus (27) und (29):

(30)



In welcher Reihenfolge man die Oppositionen zu bearbeiten hat, ist unbekannt. Man hofft, daß sich die richtige Reihenfolge ergibt.

Die Darstellung (30) erfüllt nicht alle Wünsche, weil sie beispielsweise die Opposition von *Stier* und *Mann* nicht direkt darstellt und vor allem nicht die Parallelität von *Mann:Frau* und *Stier:Kuh*. Es bleiben aber prinzipiellere Unklarheiten, von denen einige hier zu diskutieren sind:

Der Status der Seme ist umstritten<sup>40</sup>. Allgemein wird angenommen, die entsprechenden Ausdrücke gehörten nicht zur untersuchten Sprache, sondern zu einer Beschreibungssprache, die wir hier Semsprache nennen. Die Semsprache und vor allem die Seme sollen wohldefiniert und —oft postuliert— universal sein. Faktisch werden die Seme aber in keiner Untersuchung wohldefiniert und gehören charakteristischerweise immer

<sup>39</sup> Die Darstellung mit den Mitteln der mathematischen Verbandstheorie ist ausgearbeitet in SLADER (1975).

<sup>40</sup> Manchmal soll es sich um Begriffe handeln, manchmal um intensionale Merkmale von Mengen; es kann sich aber nur um Zeichen für irgend etwas handeln. Interessant ist auch, daß offenbar meistens nicht an die Beschreibung von Lexemen wie *und*, *der* u.ä. gedacht ist.

einer bestimmten Sprache an. Nimmt man sie im Sinn dieser Sprache, so werden die Beschreibungen falsch. Da man keine Definition bekommt, nimmt man sie also so, daß die Beschreibung richtig wird. Die fehlende Definition ist geschickt zur Immunisierung der Theorie genutzt<sup>41</sup>.

Das Postulat der Universalität läuft natürlich der Forderung entgegen, die Sprache aus ihr selbst heraus zu beschreiben. Eine universale Semsprache ist ein Maßstab außerhalb der beschriebenen Sprache. Wie will man eine Einteilung rechtfertigen, die in der beschriebenen Sprache nicht vorkommt, ja deren Sprechern fremd und unbekannt ist? So scheint uns Mitteleuropäern die in vielen Untersuchungen der Verwandtschaftsbezeichnungen zugrundegelegte biologische Verwandtschaft objektiv und universal. Nun mag es aber Gesellschaften und Sprachen geben, für die dieser Maßstab sekundär ist, weil soziale Beziehungen im Vordergrund stehen. Ja, es gibt Ethnologen, die angenommen haben, manchen Gesellschaften sei der Zusammenhang zwischen Zeugung und Geburt unbekannt<sup>42</sup>. In diesen Fällen kann die universale Semsprache kein angemessener Maßstab sein, will man nicht eine imperialistische Semantik wie die Ethnologie des 19. Jahrhunderts.

Mit diesem Problem hängt die Frage der Überprüfbarkeit von Aussagen über Bedeutungen zusammen. Selbstverständlich können Aussagen dieser Theorie nur überprüft werden von denen, die untersuchte Sprache und Semsprache beherrschen, also meistens wohl nicht von einfachen Sprechern. Aber selbst, wenn solche Aussagen nur beschränkten Umlauf haben, nämlich von Linguisten für Linguisten, so können sie nur etwas sagen, wenn sie strittig sein können. Die Frage aber ist, wie man sich sinnvoll auseinandersetzen kann über Sätze der Form (31):

(31) *Mann* bedeutet 'Mensch, männlich'.

Vorderhand müßte der Ausdruck der Semsprache eine syntaktische Struktur haben. Darauf werden wir unten kommen. Und dann steht ja eigentlich im Nachbereich von *bedeutet* nicht eine Bezeichnung für eine Bedeutung, sondern ein Ausdruck, der selbst Bedeutung hat. (31) sagt also gar nichts anderes als (32):

(32) *Mann* bedeutet das gleiche wie 'Mensch, männlich'.

<sup>41</sup> Inwiefern eine solche Theorie, die ihre Beschreibungsmittel per Definition einführt, empirisch sein kann (BIERWISCH 1970:184), ist mir unklar.

<sup>42</sup> «Central and North Central Australian aborigines ignore expressly and explicitly any connection of blood between a father and his child, and probably greatly reduce the importance of the maternal blood tie»; MALINOWSKI (1963:217). «They have no idea of procreation as being directly associated with sexual intercourse, and firmly believe that children can be born without this taking place»; MALINOWSKI (1963:209). Cf. auch DÜRR (1978:204-206).

Doch auch im Umgang mit solchen Sätzen fehlt uns die nötige Sicherheit. Wir müssen einen Zusammenhang herstellen mit Sätzen in unserer Sprache. Oder anders ausgedrückt: Wir brauchen eine Bedeutungstheorie, die uns etwas darüber sagt, wie das Prädikat *bedeutet das gleiche wie* zu verstehen ist. Mein Vorschlag wäre, Sätze wie (32) aufzudröseln in Sätze wie (33) und (34):

(33) Wenn etwas ein Mann ist, dann ist es männlich.

(34) Wenn etwas ein Mann ist, dann ist es ein Mensch.

Die Bedeutungsangabe ist korrekt, wenn die Sätze (33) und (34) analytisch sind, das heißt wahr in allen Verwendungen.

Was haben wir nun gewonnen? Wir haben es erstens mit Sätzen zu tun, die wir verstehen und deren Analytizität wir beurteilen können. Wenn jemand anderer Meinung ist, kann er Gegenbeispiele beibringen. Zweitens haben wir die Bedeutung von Ausdrücken auf Relationen zwischen Sätzen zurückgeführt, und Sätze eignen sich als Ausgangsdaten wesentlich besser als Wörter. Und drittens haben wir hier —das ist aber nicht zwingend— die ganze semantische Beschreibung in nur einer Sprache abgefaßt. Wir vermeiden also einige der dargestellten Probleme der Künstlichkeit und verzichten auf vornherein auf das Universalitätspostulat, das wir ja sowieso als Ideologie gekennzeichnet haben.

Aber haben wir damit nicht gerade den Vorteil der strukturalen Semantik aufgegeben, ihre Systematizität? Nein, man kann aus dieser Grundlage sogar eine fundiertere und elegante Form herausdestillieren, wenn man sich an den logischen Prädikatenkalkül anlehnt. Dabei werden die fraglichen Ausdrücke als Prädikate gedeutet und die Beziehung zwischen entsprechenden Sätzen behauptet. Für (34) hätten wir etwa:

(35) Für alle  $x$ : Mann ( $x$ )  $\Rightarrow$  Mensch ( $x$ ).

Zu klären bliebe nun nur noch der Status der Relationen und, welche man braucht <sup>43</sup>.

Man kann nun dies zur Fundierung der üblichen Semsprache verwenden, deren Syntax weitgehend ungeklärt ist. Es wäre etwa zu definieren:

(36)  $s_1 + s_2 = \text{def } s_1(x) \wedge s_2(x)$

(37)  $s_1 \vee s_2 = \text{def } s_1(x) \vee s_2(x)$

(38)  $\bar{s}_1 = \text{def } \sim s_1(x)$

<sup>43</sup> Es handelt sich bei  $\Rightarrow$  um das logische Entailment (cf. HERINGER 1978:149-155), nicht etwa um Konditional (materiale Implikation), wie beispielsweise POTTIER (1964:122) annimmt. Bei den Relationen dürften Entailment und Unverträglichkeit genügen. Öfter werden zwar noch weitere verwendet, aber die lassen sich auf diese beiden zurückführen. Beispielsweise besteht die Konverse, die LYONS als Relation einführt (LYONS 1968:467), aus Permutation und Entailment; cf. BEEH (1973:93f).

Mit dieser Fundierung wird auch deutlich, daß die übliche Semsprache nur einstellige Prädikatoren und jeweils nur eine Variable enthält. Probleme, die daraus entstanden sind, ließen sich beheben durch Einführung relationaler Seme und unterschiedlicher Variablen<sup>44</sup>.

Ein Grundproblem, das auch in dieser Form bleibt: Die gerühmte Flexibilität natürlicher Sprachen kann nicht beschrieben werden, zumindest nicht als Flexibilität. Würden wir beispielsweise die Bedeutung von *Mensch* mit  $s_1 = \text{'Lebewesen'}$  und  $s_2 = \text{'rational'}$  angeben, so könnten wir damit nicht die Anwendung auf Geistesgestörte erfassen. Entweder wäre die Bedeutungsangabe falsch oder es müßte Ambiguität von *Mensch* postuliert werden.

Ein damit verbundener Mangel ist das atomistische Vorgehen der strukturalen Semantik. Denn, obgleich sie versucht, strukturelle Zusammenhänge im paradigmatischen Bereich zu ermitteln, ist sie doch im syntagmatischen mit Einzellexemen befaßt. Sie untersucht Lexeme ohne Kontext und darum meistens auch nur ganz bestimmte Verwendungsweisen eines Lexems<sup>45</sup>. Meistens beschränkt sie sich auf eine typische Verwendungsweise, die einem gewöhnlich einfällt, wenn man das isolierte Lexem hört. Dieses Problem bleibt auch erhalten in unsrer Fundierung, weil wir standardisierte Sätze verwenden müssen, wo (a) nur die typische Verwendungsweise vorkommt und (b) kontextuelle Komplikationen nicht auftreten<sup>46</sup>.

Nun aber zur Ambiguität in dieser Theorie! Die trivial klingende Definition der Ambiguität ist, daß einem Lexem mehrere nicht-identische Sememe  $S_1 \dots S_n$  entsprechen<sup>47</sup>. Formal würde dies für zwei Bedeutungen so aussehen:

$$(39) S_1 \cup S_2 \neq S_1 \cap S_2.$$

Als Erklärung für das Vorliegen einer Ambiguität kann dies nur gelten, wenn das Vorliegen mehrerer Sememe sich ergibt aus der Untersuchung. Es darf sich nicht um eine vorgängige Entscheidung handeln, die darauf basiert, daß das Lexem mehrdeutig sei. Es muß einen anderen Grund geben, warum man nicht alle Seme zu einer Menge zusammenfaßt und warum man manche Seme mehrmals aufführt. Aber gehen wir langsam und der Reihe nach vor.

<sup>44</sup> Dies ist notwendig für alle mehrstelligen Prädikate natürlicher Sprachen. So kann man die Probleme aus der Symmetrie von '+' und 'V' vermeiden (cf. WEINREICH 1966:410). Ebenso kann man beispielsweise gewisse Unklarheiten in der Beschreibung von Verwandtschaftsbezeichnungen oder versteckt relationaler Adjektive beschreiben.

<sup>45</sup> Dies wird nicht gemildert dadurch, daß man bei der Paradigmengewinnung von Sätzen ausgeht. Denn weder wird die Rolle dieser Sätze diskutiert noch die jeweilige Wirkung des Kontexts. Die notwendige Standardisierung der Kontexte ist berücksichtigt in BEEH (1973). Zur Auswirkung des Kontexts cf. etwa BEEH (1973:79).

<sup>46</sup> Zur Kritik an einer in diesem Sinn atomistischen Lexikologie cf. HERINGER (1980).

<sup>47</sup> HEGER (1964:507ff.); POTTIER (1964:135).

Wir könnten als Ergebnis der Analyse für ein Lexem folgende Semkombination bekommen:

$$(40) s_1 + s_2 + s_3 \vee s_4 + s_5 + s_6$$

Dies möge ein Kandidat für eine Ambiguität sein, weil als ihre Voraussetzung eine *oder*-Kombination gelten möge. (40) ist aber so als Beschreibung unbrauchbar, weil nicht eindeutig. Die Reichweite des «oder» ist unklar, wir bräuchten eine Klammerung, etwa wie in (41) oder (42):

$$(41) (s_1 + s_2 + s_3) \vee (s_4 + s_5 + s_6)$$

$$(42) s_1 + s_2 + (s_3 \vee s_4 + s_5) + s_6$$

Die Klammerung muß sich aber im Verlauf der Analyse ergeben, das heißt, es müssen sich Kombinationen ergeben, die durch (41) oder (42) abgekürzt werden können, etwa für (43):

$$(43) s_1 + s_2 + s_3 + s_6$$

$$s_1 + s_2 + s_4 + s_5 + s_6$$

Nun werden wir aber immer zu alternativen Kombinationen kommen, sobald wir ein Lexem mit mehreren opponieren. Beispielsweise gewinnen wir für *Mann* aus der Opposition zu *Mensch* und aus der Opposition zu *Stier* zwei unterschiedliche Semkombinationen —nämlich  $s_0s_2$  und  $s_5s_2$ — ohne daß wir von Ambiguität sprechen wollen. Darum müssen sich manche derartigen Alternativen wie in (30) auflösen, andere aber nicht. Kriterium für Ambiguität wären verbleibende *oder*-Kombinationen. Die Ambiguität wäre erst gesichert, wenn eine vollständige Analyse vorliegt.

Wir bemerken zweierlei: Erstens ist auch hier vorausgesetzt, man habe einen sinnvollen Begriff von Ambiguität und man wisse, wann eine vorliegt, so daß man die Semanalyse an diesem Begriff eichen kann. Sonst müßten wir alles schlucken, was sie uns liefert. Zweitens ist eine starke Voraussetzung über die lexikalische Struktur natürlicher Sprachen gemacht, nämlich, daß sie aus derartigen Hierarchien besteht, daß es aber jeweils eine obere Grenze gibt, wo die Auflösung nicht weitergeht und ein «oder» übrigbleiben kann, das Kriterium für Ambiguität wird. Diese Hypothese wird nicht durch die bisher bearbeiteten, ausgewählten Bereiche bestätigt. Was die Ambiguität betrifft, ist mir keine Untersuchung bekannt, die so streng methodisch vorgeht und zu besagtem Ergebnis kommt.

Damit dieses Verfahren überhaupt funktionieren kann, sind stillschweigend noch andere Voraussetzungen gemacht: Jedes «oder», das sich in der Analyse einstellt, muß pertinent sein. Es dürfen also nicht Seme angenommen werden wie 'männlich v weiblich' im Fall *neighbor* oder prinzipiell Alternativen wie  $\pm s_i$ , weil dies entweder ein «oder» enthält oder nicht pertinent ist. Die zweite Voraussetzung ist, daß jedes Sem einer Semkombination bei jeder Verwendung des Lexems in der entsprechenden Bedeutung auch realisiert ist. Darum dürfte etwa 'rational' kein Sem

von *Mensch* sein. Dies hinwiederum ist eng verknüpft mit einer Bedeutungstheorie, die davon ausgeht, daß allen Verwendungen eines Lexems ein Zug gemeinsam sein muß, so lange eben keine Ambiguität vorliegt.

Das allerdings ergibt sich nicht allein aus der bisherigen Annahme, notwendige Voraussetzung für Ambiguität sei eine *oder*-Kombination. Aber diese Voraussetzung müssen wir sowieso verschärfen zu einer hinreichenden. Die Verschärfung drängt sich auf, wenn wir eine andere Klammerung in (40) betrachten. Wäre es beispielsweise möglich, wie in (44) zu klammern und läge dann Ambiguität vor?

$$(44) s_1 + s_2 + (s_3 \vee s_4) + s_5 + s_6$$

Auch hier haben wir es mit zwei unterschiedlichen Semkombinationen zu tun, sollten also sinnvoll verschärfen, daß jedes «oder» eine Ambiguität anzeigt. Wir definieren: Ein Lexem ist ambig genau dann, wenn in der entsprechenden Semkombination ein «oder» enthalten ist. Mir scheint, daß dies meistens stillschweigend angenommen wird.

Das ist aber nur sinnvoll, wenn eine Vorbedingung erfüllt ist: Ein Sem darf nicht per Zufall selbst ein «oder» enthalten. Deshalb muß erstens jedes Sem minimal sein, es darf also nicht wie  $s_0$  in (29) in einem späteren Schritt der Analyse noch einmal aufgespalten werden, weil man da Überraschungen erleben könnte. Das bedeutet natürlich wieder, daß die Feststellung einer Ambiguität die vollständige Analyse voraussetzt<sup>48</sup>. Zweitens darf kein minimales Sem ein «oder» enthalten. Der Fall, daß wir unglücklicherweise ein Sem wählen, dessen internes «oder» in der weiteren Analyse nicht ans Licht kommt, hat sich aber als nicht so unwahrscheinlich bei unsrer Diskussion von *loi* erwiesen. Es ist also eine starke Annahme, daß die Semsprache selbst keine Ambiguitäten enthält. Wie man für diese Annahme argumentieren will, weiß ich nicht.

Als Fazit aus diesen Überlegungen kann man ziehen, daß die Ambiguität in der strukturalen Semantik aktuell nicht entscheidbar ist. Einige Versionen der strukturalen Semantik verstoßen offensichtlich gegen Bedingungen, die wir oben formuliert haben. Für alle Versionen gelten die erwähnten stillschweigenden Voraussetzungen, deren Erhärtung wir harren. Das Problem der Ambiguität könnte also einerseits zur Verbesserung einiger Versionen anstoßen, es könnte aber auch zur Erhärtung der stillschweigenden Voraussetzungen motivieren. Darüberhinaus scheint mir auch hier das prinzipielle Problem erhalten, wieweit Ambiguitäten durch die Wahl der Beschreibungssprache insinuiert werden oder aber verdeckt bleiben können.

\* \* \*

<sup>48</sup> Cf. auch KOTSCHI (1974:122-130).

Die Unentscheidbarkeit der Ambiguität ist nun aber keine Spezialität der strukturalen Semantik. Sie gilt vielmehr für alle semantischen Theorien eines bestimmten Typs, ja für die meisten überhaupt. Um diese Behauptung zu erhärten, will ich noch auf einige eingehen.

Überraschend und für viele attraktiv scheint der Vorschlag Godels, die Wortbildungszusammenhänge zum Kriterium der Ambiguität zu machen: «Sont homonymes, deux ou plusieurs signes ayant même signifiant, mais appartenant à des familles différentes». (GODEL 1948: 12). Eines seiner Beispiele ist *poli*, das einerseits in die Familie *polir, dépolir, polissage* gehört, andererseits in die Familie *impoli, poliment, politesse*. Godel hält dies für ein objektives Kriterium, offenbar weil er annimmt, die Aufzählung und Unterscheidung der beiden Wortfamilien sei für alle Sprecher plausibel und gleich. Sie ist es aber nur so weit, wie es die Ambiguität von *poli* ist. Der Unterschied der beiden Wortfamilien beruht einzig und allein darin, daß *poli* in der einen eine bestimmte Bedeutung hat und in der andern eine andere. Die Unterscheidung der beiden Wortfamilien setzt also die Unterscheidung der beiden Bedeutungen von *poli* voraus, und nur eine Bedeutungsbeschreibung kann das Kriterium für die «objektive» Unterscheidung der beiden Wortfamilien liefern. Wir haben es darum hier nicht mit einer Erklärung der Ambiguität zu tun, sondern mit einer *petitio principii*.

Ein andres Kriterium, das in der strukturalen Semantik eine Rolle gespielt hat, ist die Zugehörigkeit zu verschiedenen Wortfeldern<sup>49</sup>. Dieses Kriterium wäre formal brauchbar, wenn man es etwa so formulieren würde: Ein Ausdruck ist ambig genau dann, wenn er zu mehr als einem Wortfeld gehört. Da ein Ausdruck zu einem Wortfeld nur dann gehört, wenn er das feldcharakteristische Sem oder den feldcharakteristischen Ausdruck enthält, haben wir hier natürlich ein semantisches Kriterium. Das Kriterium endet aber entweder in einer Problemverschiebung oder in Willkür. Die Problemverschiebung kommt ans Licht, wenn man ein haltbares Kriterium für die Differenzierung von Feldern fordert. Meistens denkt man offenbar an ein vorgegebenes Kategoriensystem. Hiergegen ist zu sagen, daß jede sprachlich relevante Kategorisierung sich aus einer Sprache ergibt. Entweder ergibt sie sich aus der untersuchten Sprache oder aber aus der Beschreibungssprache. Im letzten Fall haben wir natürlich nichts für die Ambiguität gewonnen. Denn solange die Wahl der Beschreibungssprache frei bleibt, wird das Kriterium sich widersprechende Ergebnisse liefern. Eine Fixierung der Beschreibungssprache würde scheinbar das Problem lösen, da sie einen fixen Maßstab böte, sie wäre aber auch eine *petitio principii*.

Nun zur attraktiveren Annahme, die Einteilung in Wortfelder ergebe sich aus der untersuchten Sprache. Dies wäre ein Kriterium, das alle

<sup>49</sup> «Die Zugehörigkeit zu ganz verschiedenen Wortfeldern müßte für die Scheidung [der Homonyme] genügen»; PORZIG (1959:161).

unsre Wünsche erfüllt, wenn es wirklich alle und genau die Ambiguitäten erfaßt. Aber gehört beispielsweise *loi* zu verschiedenen Wortfeldern? Oder kann man bei syntaktischen Ambiguitäten das Kriterium überhaupt anwenden? Und schlimmer: Es ist unklar, wie man in der skizzierten, methodisch kontrollierten Analyse zu Wortfeldern gelangt. Man kann wohl kaum sinnvoll in der Hierarchie der Lexeme eine Ebene des Wortfeldes festlegen, sondern muß auch Teilfelder und Teilfelder von Teilfeldern als Felder anerkennen. Das Wortfeldkriterium ist dann so zu präzisieren, daß jedes Lexem ambig sei, das in der vollständigen Analyse mehr als einmal vorkommt. Und damit sind wir bei der vollständigen Analyse gelandet, die wir bisher nicht haben.

Schlimmer noch wird es, wenn wir wie Trier zugeben, daß wir kein Kriterium der Abgrenzung des Wortfeldes haben: «Aus der Machtvollkommenheit unseres heutigen, uns gemeinsamen Sprachbesitzes und seiner innerlichen Ordnung setzen wir das Feld.» (TRIER 1934a: 441). Wenn wir dies tun dürfen, landen wir natürlich bei der Willkür<sup>50</sup>. Ein Kriterium für die Ambiguität haben wir damit nicht.

Eine andere semantische Theorie mit Objektivitätsanspruch wäre die distributionelle Analyse. Hier werden zur Bedeutungs differenzierung verschiedener Lexeme ihre unterschiedlichen Distributionen genutzt. Da Distributionen Mengen von Umgebungen sind, hieße das im Fall der Ambiguität, daß man zwei oder mehr —nicht disjunkte— Untermengen in einer Distribution unterscheiden müßte.

Sehen wir uns daraufhin einen Klassiker des Distributionalismus an, so finden wir als erstes einschlägiges Prinzip, daß mehreren Bedeutungen mehrere Distributionen entsprechen. Fraglich ist allerdings, in welcher Richtung das zu lesen ist. Finden wir mehrere Distributionen und schließen daraus, daß mehrere Bedeutungen eines Ausdrucks vorliegen? Oder unterteilen wir die Menge der Distributionen in Untermengen nach dem Kriterium der Bedeutungen. Der zweite Fall liegt bei Apresjan öfter vor, setzt aber gerade ein anderes Entscheidungskriterium der Ambiguität voraus<sup>51</sup>.

Im ersten Fall<sup>52</sup> ist die Frage, wie man Untermengen in der Gesamtdistribution unterscheidet. Dafür gibt Apresjan in den meisten Fällen kein Kriterium. Wenn er eines gibt, so ist es ein syntaktisches. Und dieses syntaktische Kriterium greift natürlich allein nicht, weil nicht einzusehen ist, inwiefern unterschiedliche syntaktische Konstruktionen der Umgebun-

<sup>50</sup> Von «Willkür» spricht TRIER (1934b:188) tatsächlich.

<sup>51</sup> Cf. etwa die folgende Passage: «C'est pourquoi il est plus opportun d'examiner non la distribution des mots, mais la distribution de certains sens des mots» (APRESJAN 1966:49). Oder: «Le grand dictionnaire d'Oxford de la langue anglaise (1933) a servi de base à la classification des sens des verbes» (APRESJAN 1966:53).

<sup>52</sup> Er ist wohl Apresjans Grundintention. «Si le dictionnaire dégage d'un mot donné quatre sens, mais si pour deux seulement la distribution diffère et si elle coïncide pour les autres, il y a toutes les raisons de considérer que ce qui est essentiel pour la langue, c'est la différence de ces deux seuls sens.» (APRESJAN 1966:58).

gen Kriterium für Ambiguität sein sollen<sup>53</sup>, besonders wenn diese komplementär sind. Wollen wir etwa wirklich *good* in den folgenden Sätzen verschiedene Bedeutung zuschreiben<sup>54</sup>:

- (45) He is good.
- (46) He is good to you.
- (47) He is good at counting.

Mir scheint es vielmehr eine Aufgabe einer semantischen Beschreibung zu zeigen, wie diese Verwendungen zusammenhängen und wie etwa die Bedeutung von (45) über eine Verallgemeinerung von (47) zu sehen ist, ohne daß man Ambiguität von *good* annehmen muß.

Das syntaktische Kriterium geht in beiden Richtungen zu weit: Die Differenzierungen syntaktischer Theorien sind so fein, daß sie uns eine Unmenge von Ambiguitäten bescheren würden. Aber wollten wir etwa alle Substantive als ambig bezeichnen, weil sie in verschiedenen syntaktischen Positionen vorkommen? Oder alle Adjektive, weil sie sowohl prädikativ als auch attributiv stehen? Oder gibt es zwei Verben *savoir*, weil es *savoir que...* und *savoir si* gibt? Es liegt auf der Hand, daß hier zumindest eine Einschränkung her muß. Es muß aber auch eine Einschränkung nach der andern Seite her. Denn bei den ambigen Verben *louer*, *boucler*, *réaliser* liegt der syntaktische Strukturunterschied nicht so offen zutage. Ich meine, daß das syntaktische Kriterium uns zu einer Menge von Ambiguitäten führt, die durch nichts gerechtfertigt sind und keinen Zusammenhang mehr mit dem kommunikativen Ausgangsproblem der Ambiguität haben. Darum muß man sagen, daß die distributionelle Analyse kein Kriterium der Ambiguität liefert.

Setzen wir also unsre Reise fort und verweilen bei einer Theorie, die ich versteckt schon zu meinem Favoriten erklärt habe: die sogenannte Gebrauchstheorie. Hier könnte ein Ausdruck ambig genannt werden, wenn er mehrere unterschiedliche Gebrauchsweisen hat. Was das aber heißen soll, scheint alles andre als klar. Eine Idee wäre zu sagen, der Ausdruck sei auf verschiedene Arten von Objekten anwendbar, habe sozusagen mehrere Extensionen. Dies krankt einmal daran, daß eine solche Redeweise nicht bei Ausdrücken jeglicher syntaktischen Kategorie Sinn macht, zum andern aber wirft sie das analoge Problem auf wie die Unterscheidung innerhalb einer Distribution. Vorderhand muß man doch davon ausgehen, daß es sich nur um einen Ausdruck handelt und —falls er von der entsprechenden Kategorie ist— ihm eben nur eine Extension, eine Menge von Gegenständen entspricht. Wie soll man aber innerhalb dieser Menge Untermengen bilden und rechtfertigen? Ist etwa die vorgängige Kategorisierung der Welt im Spiel?

<sup>53</sup> Analoges gilt für die Unterscheidung von zwei Bedeutungen bei *rêver*, BESSE (1973: 33), oder bei *cher*, DUBOIS (1964:8).

<sup>54</sup> Cf. APRESJAN (1966:57). Teilweise versuchen syntaktische Theorien ja gerade, Unterschiede wie bei *good* in (45) und (47) als oberflächlich nachzuweisen.

Ein andres Kriterium wurde von Quine vorgeschlagen. Es hat mit der Wahrheitsfähigkeit von Sätzen zu tun und lautet: «An ambiguous term such as 'light' may be at once clearly true of various objects (such as dark feathers) and clearly false of them». (QUINE 1960: 129).

Quines Kriterium erweist sich als brauchbar. Es erfaßt beispielsweise die Ambiguität von (48), das ja tatsächlich in einer Äußerung wahr und falsch sein kann, obwohl von dem gleichen Jean und vom gleichen Schüler die Rede ist:

(48) Jean a loué son élève.

Es kann nämlich in dem einen Sinn wahr und in dem andern falsch sein. Und das geht ganz gut zusammen mit einer alltäglichen Auffassung von Ambiguität, wenn wir etwa Fragen mit «ja und nein» beantworten und dies damit erklären, daß in gewissem Sinn etwas richtig und in gewissem Sinn falsch sei.

Man könnte aber ein Zusatzkriterium für nötig halten, daß nämlich das jeweilige Prädikat auch wirklich in allen Bedeutungen auf den gleichen Gegenstand anwendbar sein muß. Denn sonst würde sich die Ambiguität faktisch nie auswirken<sup>55</sup>. Allerdings scheint mir die Angst vor mangelnder Überlappung übertrieben, weil —wenigstens, wo sinnvoll von Ambiguität zu reden ist— mit etwas Phantasie genau solche Gegenstände zu finden sind.

Das Quinesche Kriterium hat aber zwei Haken: Erstens scheint es mehr als die idealtypischen Fälle wie in (1) abzudecken. Beispielsweise würde es auch Behauptungen erfassen, wie *meaning* sei ambig, da etwa (49) zugleich wahr und falsch geäußert sein könnte:

(49) The meaning of 'he' is vague.

Ob diese Bandbreite wirklich ein Nachteil ist, sei dahingestellt. Zweitens ist das Quinesche Kriterium nicht auf alle Fälle anwendbar. Selbst wenn es sich ausdehnen ließe auf Fragesätze, Befehlsätze, Performative, Semi-Performative (*Malheureusement* ...), so kann es doch nur für präzifizierbare Ausdrücke greifen. Die weithin —und fälschlich— angenommene Ambiguität von *oder* fielen nicht unter das Kriterium, ebensowenig Ausdrücke der Kategorien Artikel oder Präposition:

(50) Il écrit au bon crayon.

Zwar könnte man —wie in der Logik üblich— als Prädikat *écrit au bon crayon* ansehen, damit gelänge es aber nur, dessen Ambiguität zu begründen. Die Suche nach der Ursache hierfür bliebe offen.

Die gesuchte Bedingung muß also, zugleich schwächer und stärker, Quines Idee enthalten. Ich erinnere hier an einen Grund für die Annahme

<sup>55</sup> So QUINE (1960:130). Ein Gegenbeispiel gegen Quine wäre etwa *hard pages*.

von Ambiguität, die Tatsache, daß man in Argumentationen aufpassen muß, durch Ambiguität nicht falsche Schlüsse zu ziehen. Das heißt, man kann aus Sätzen mit ambigen Teilen offenbar etwas schließen, was man nicht schließen darf. Dieses Paradox löst sich so auf, daß Sätze mit ambigen Teilen implizit inkompatible Elemente enthalten, die für die Ambiguität verantwortlich sind.

Die Auswirkung dieser Tatsache bringt uns die allgemeine Charakterisierung der Ambiguität, daß ambige Sätze genau solche sind, die bestimmte Sätze als Folgerungen enthalten und zugleich nicht enthalten. Ein Beispiel wäre etwa, man würde aus (51) schließen, daß (52):

(51) Il a loué son appartement.

(52) Il s'est obligé de payer son appartement.

Dieser Schluß ist zulässig, wenn *louer* im Sinn von 'mieten' verwendet ist, nicht aber, wenn es im Sinn von 'loben' oder im Sinn von 'vermieten' verwendet ist. Aber heißt das nicht strenggenommen einfach, daß eben so nicht gefolgert werden kann? Wir brauchen zur Beantwortung dieser Frage mehr Klarheit über den Folgerungsbegriff, seine Relevanz für die semantische Analyse und das Problem der Ambiguität.

Doch vorher will ich noch etwas zum Status dieser Behandlungsweise sagen: Sie ist insofern Teil einer Gebrauchstheorie, als sie Voraussetzungen für den Gebrauch von Sätzen darstellt. Insbesondere bringt sie die impliziten Zusammenhänge von Sätzen ans Licht. Sie ist prinzipiell der verbesserten Version der strukturalen Semantik ähnlich, insofern es auch dort um den Zusammenhang zwischen Sätzen geht. Faßt man diese Aufgabe weit genug, so umfaßt sie alle Formen sinnvoller semantischer Beschreibungen und kann ihre Grundlagen zugleich offenlegen und begründen.

Die Frage, wann wir sagen können, daß man einen Satz S2 aus einem S1 folgern kann, ist darum auch eng verwandt der Frage nach der Pertinenz der semantischen Merkmale, spielt also die ausschlaggebende Rolle dafür, ob etwas ein Sem ist oder nicht. Die seltenen Argumente für Pertinenz führen aber nicht weit. Weydt etwa nennt deren zwei: Erstens, was nicht gesagt ist, ist nicht pertinent. Zweitens, was nur Eigenschaft der Dinge ist, ist nicht pertinent<sup>56</sup>. Das erste Kriterium ist etwas schwierig zu handhaben. Ist beispielsweise in

(53) Dieu a créé l'homme.

gesagt, daß jeder Mensch männlich oder weiblich ist. Ist dies für *homme* pertinent oder nicht?

Das zweite Kriterium macht logisch gewisse Schwierigkeiten. Heißt es, daß es semantische Eigenschaften von Ausdrücken wie *homme* gibt

<sup>56</sup> WEYDT (1972:48, 50f.); WEYDT (1972:62, 69).

über die Eigenschaften der entsprechenden Dinge hinaus? Wenn ja, müßte man sie positiv bestimmen. Denn sind es nicht gerade diejenigen, die Pertinenz ausmachen sollen? Mir scheint allerdings diese Argumentation prinzipiell komisch, weil gerade die semantischen Eigenschaften von Wörtern wie *homme* solche der entsprechenden Dinge sind, und zwar aller Dinge dieser Art.

Selbstverständlich ist es eine Eigenschaft des Menschen, aller Menschen, ein Lebewesen zu sein. Zu sagen, das Wort *Mensch* habe das semantische Merkmal 'Lebewesen', ist —wie oben bereits verdeutlicht— nur eine andere Weise, genau das zu sagen. Es reduziert sich darauf, daß der Satz (54) ein analytischer, d.h. logisch wahrer Satz ist:

(54) Wenn etwas ein Mensch ist, dann ist es ein Lebewesen.

Logisch wahr soll dabei heißen: wahr nur aufgrund seiner Bedeutung. Jede seiner Verwendungen, die falsch wäre, müßte die Verwendung des Satzes in einer anderen Bedeutung sein bzw. strenggenommen die Verwendung eines anderen Satzes. Der angemessene Folgerungsbegriff ist also die logische Wahrheit der Implikation, die man auch *entailment* nennt<sup>57</sup>.

Nun ist die ganze Sammlung von Ausdrücken, die in diesem Zusammenhang eine Rolle spielen, wie «analytisch», «notwendig», «logisch wahr», etc. so klar nicht. Die neuere Diskussion bei Kripke<sup>58</sup> hat beispielsweise einiges ans Licht gebracht, wonach wohl vieles, was als Sem gewertet wurde, gar nicht als entailt angesehen werden kann. Man muß doch beispielsweise etwas entdecken können, was allen Menschen gemeinsam ist, aber natürlich, da es vorher nicht bekannt war, nicht zur Bedeutung von *Mensch* gehört.

Wichtig in diesem Zusammenhang ist, daß wir uns, wenn X für Y pertinent sein soll, kein Y vorstellen können, das nicht X ist<sup>59</sup>. Wir können uns etwa keinen Junggesellen vorstellen, der verheiratet ist. Zu sagen, dieses Y sei nicht X, wäre da nicht einfach falsch, sondern widersprüchlich.

Aber viele Fälle sind so klar nicht. Könnte es Menschen geben, die weder männlich noch weiblich sind? Kann man sich das vorstellen? Zum Beispiel eine Mißgeburt, der jegliche Geschlechtsorgane fehlen, könnte für uns doch ein Mensch sein. Nur wissen wir, daß es kein normaler Mensch wäre. Und wir wissen, daß er doch ein Mensch ist, weil wir etwa wissen, daß er von einem Menschen geboren ist. Wir setzen also andere Kriterien an die Stelle der üblichen. Dies ist aber ein Problem, daß eher das «alle» betrifft, Ausnahmen anzuerkennen, Einzelfälle, in denen wir gewisse Kriterien absetzen zugunsten anderer.

<sup>57</sup> BENNETT (1954).

<sup>58</sup> KRIPKE (1972).

<sup>59</sup> KRIPKE (1972: 261).

Wie wäre es aber, wenn alle Menschen weder männlich noch weiblich wären? Können wir uns das vorstellen? Ich glaube nicht. Denn dann wären es keine Menschen mehr. Darum scheint dies durchaus pertinent.

Wir wollen dieses Gedankenexperiment auch noch mit (54) machen. Nehmen wir an, man würde entdecken, daß einige Menschen Automaten sind, von einer überirdischen Macht konstruiert und unter uns gebracht. Für diese würde (54) nicht gelten. Ist also (54) analytisch? Wir können uns doch vorstellen, daß es nicht gilt. Entscheidend ist aber, ob wir diese Wesen als Menschen ansehen. Wir haben nämlich nach unsrer Entdeckung zwei Möglichkeiten: Wir geben das Kriterium auf, d.h. wir betrachten (54) nicht mehr als analytisch; das werden wir natürlich nur tun, wenn wir diesen Unterschied, Lebewesen oder Automat, nicht für so wichtig halten. Oder wir differenzieren fortan, nennen nur eine Sorte Menschen, die andre anders. Im ersten Fall haben wir sicher unsre Sprache geändert: Wir haben einen analytischen Satz aufgegeben. Im zweiten Fall kann man streiten. Da man den analytischen Satz nicht aufgegeben hat, scheint man auch die Sprache nicht geändert zu haben. Aber ist es nicht im gewissen Sinn doch auch eine Änderung der Sprache, wenn man Dinge, die man vorher als X bezeichnet hat, nun nicht mehr als X bezeichnet? Letztlich ist doch ein entscheidendes Kriterium für die Bedeutung von X, was man als X bezeichnet. Mir scheint, daß die Konstanz der Sprache hier gerade nicht als letzte, sichere Instanz gesehen werden kann<sup>60</sup>, sondern mit zur Debatte steht.

Aber selbst wenn wir keinen Fixpunkt für das Kriterium der Analytizität gefunden haben, so helfen uns diese Überlegungen doch weiter. So erscheint (55) nach unseren Überlegungen —wenn die Behauptung von Analytizität überhaupt Sinn macht— sicher analytisch:

(55) Wenn etwas ein Mensch ist, dann ist es weiblich oder männlich.

Das bedeutet, daß das zusammengesetzte Prädikat *weiblich-oder-männlich* pertinent ist, was für die strukturelle Semantik überraschend sein mag, da ihr Interesse als Nachfolger alter Definitionstheorien nur auf die Unterscheidung eines Ausdrucks von allen andern gerichtet war. In der Gebrauchstheorie werden aber alle pertinenten Tatsachen berücksichtigt, die im Zusammenhang kommunikativer Probleme von Bedeutung sein können. Aber macht das in *weiblich-oder-männlich* enthaltene «oder» den Ausdruck *Mensch* zweideutig? Liegt der Fall vor, daß ein Satz wie (55) den Satz (56) entailt und zugleich nicht entailt?

(56) Wenn etwas ein Mensch ist, dann ist es weiblich.

<sup>60</sup> Dies scheint mir sogar KRIPKE (1972:289) zu tun. Ebenso QUINE (1970:14). Entscheidend ist eben, ob und wann die Sprache sich geändert hat.

Offenbar nicht. Die logische Wahrheit von (55) mit seinem zusammengesetzten Prädikat ist nämlich nicht distribuierbar auf die wirklich oder scheinbar darin enthaltenen Elementarsätze (56) und (57):

(57) Wenn etwas ein Mensch ist, dann ist es männlich.

Weder ist einer dieser beiden Sätze für sich logisch wahr, noch ist die Disjunktion der beiden logisch wahr. Pertinent ist also nur das zusammengesetzte Prädikat *weiblich-oder-männlich*. Wäre aber *Mensch* ambig, so müßte *männlich* logisch darin enthalten sein, d.h. entsprechende Sätze müßten sich entailen und zugleich nicht entailen. Als Konsequenz dieser Überlegungen ergibt sich also, daß es pertinente, in sich disjunktive Merkmale gibt, die dennoch nicht Ambiguität bewirken.

Im Fall wirklicher Ambiguität ist die Distribuierung möglich. So entailt (58) tatsächlich (59) und entailt es aber auch nicht:

(58) S'il l'a loué, il s'est obligé de payer ou il a dit du bien de lui.

(59) S'il l'a loué, il s'est obligé de payer.

Hier würden wir etwa sagen, daß (59) in einem gewissen Sinn logisch wahr ist, nämlich dann, wenn man *loué* nicht als 'laudatus' versteht. Und da haben wir es wieder: in einem gewissen Sinn. Wir sind wieder am Ausgangspunkt unsrer Reise. Wir müssen schon unterscheiden können, in welchem Sinn. Aber wir haben eine lange Reise gemacht. Und diese hat uns —so glaube ich— klüger gemacht.

Entailment heißt, daß Sätze sich immer implizieren. Gibt man die Einheit des Satzausdrucks auf und spricht davon, daß der Satz in einer bestimmten Bedeutung einen andern entailt, in einer andern aber nicht, so nimmt man die Last der Unterscheidung auf sich. Wir haben keine Erklärung gefunden, sondern nur eine Konsequenz aus unserem Wissen über die Bedeutung der Sätze — und keine Kriterien außerhalb dessen entdeckt.

Aber dies ist kein Grund zur Resignation. Denn die semantische Analyse kann Bedeutungen doch nur so weit analysieren, wie wir sie als Sprecher auch kennen. Eine höhere Instanz, die sozusagen objektivere und wissenschaftliche Urteile fällt, gibt es hier nicht. Ebensowenig scheint eine Theorie interessant, die etwa einen Fall, wo man von Ambiguität redet, verabsolutiert und versucht, diesen stringent zu definieren. Man sollte nicht voreilig die bunte Palette zerschlagen, sondern eine Analyse machen, die die Buntheit erfaßt und analysieren kann, die uns zeigt, wie all diese Fälle zusammenhängen, ja was für Fälle es überhaupt sind. Nur so werden wir eine semantische Theorie machen, die der erfreulichen Buntheit und Biegsamkeit unserer Sprache gerecht wird.

## LITERATURVERZEICHNIS

- ALSTON, W. P. (1964), *Philosophy of language*. Englewood Cliffs N. J.
- APRESJAN, Ju. D. (1966), «Analyse distributionnelle des significations et champs sémantiques structurés». In: *Langages* 1 (1966): 44-74.
- AUSTIN, J. L. (1961), «The meaning of a word». In: ders. (1961), *Philosophical papers*. Oxford: 55-75.
- BALLY, Ch. (1965), *Linguistique générale et linguistique française*. Bern<sup>4</sup>.
- BEEH, V. (1973), *Ansätze zu einer wahrheitswertfunktionalen Semantik*. München.
- BENNETT, J. (1954), «Meaning and implication». In: *Mind* 63: 451-463.
- BESSE, H. (1973), «Paraphrases et ambiguïtés de sens». *Cahiers de lexicologie*, Vol. 22, 1: 3-42.
- BIERWISCH, M. (1970), «Semantics» In: LYONS, J. (ed.) (1970), *New horizons in linguistics*, Harmondsworth: 166-184.
- BLACK, M. (1952), *Critical thinking*. Englewood Cliffs, N. J.<sup>2</sup>
- BOCHENSKI, I. M., Menne, A. (1965), *Grundriß der Logistik*. Paderborn<sup>3</sup>.
- MCCAWLEY, J. D. (1968), «The role of semantics in a grammar». In: BACH, E., HARMS, R. T. (eds.) (1968), *Universals in linguistic theory*. New York, etc.: 124-169.
- COSERIU, E. (1967), «Das Phänomen der Sprache und das Daseinsverständnis des heutigen Menschen». In: *Pädagogische Provinz* 1-2 (1967): 11-28.
- COSERIU, E., GECKELER, H. (1974), «Linguistics and semantics». In: SEBOK, Th. A. (ed.) (1974), *Current trends in linguistics*, Vol. 12. The Hague, Paris: 103-171.
- DUBOIS, J. (1964), «Distribution, ensemble et marque dans le lexique». In: *Cahiers de lexicologie*, Vol. 4 (1964) I: 5-16.
- DÜRR, H. P. (1978), *Traumzeit*. Frankfurt a. M.
- EMPSON, W. (1965), *Seven types of ambiguity*. Harmondsworth<sup>3</sup>.
- FRANÇOIS, D. et F. (1967), «L'ambiguïté linguistique». In: *Word* 23: 150-179.
- Funk-Kolleg Sprache* 2, (1973). Frankfurt a. M.
- GECKELER, H. (1971), *Strukturelle Semantik und Wortfeldtheorie*. München.
- GODEL, R. (1948), «Homonymie et identité». In: *Cahiers Ferdinand de Saussure. Revue de linguistique générale* 10, (1948): 11-40.
- HELBIG, G. (1969), *Kleines Wörterbuch linguistischer Termini*. Beilage zur Zeitschrift: *Deutsch als Fremdsprache* 2. Leipzig.
- HEGER, K. (1964), «Die methodologischen Voraussetzungen von Onomasiologie und begrifflicher Gliederung». In: *Zeitschrift für romanische Philologie*, Band 80 (1964): 486-516.
- HERINGER, H. J., ÖHLSCHLÄGER, G., STRECKER, B., WIMMER, R. (1977), *Einführung in die Praktische Semantik*. Heidelberg.
- HERINGER, H. J. (1978), *Practical semantics*. The Hague, Paris, New York.
- HERINGER, H. J. (1980), «Lexikalische Luftgebäude. Eine Kritik an Ballmer-Brennenstuhl». In: *Grammatik und Logik. Sprache der Gegenwart* (1980): Düsseldorf: 174-190.
- KATZ, J. J., POSTAL, P. M. (1964), *An integrated theory of linguistic descriptions*. Cambridge, Mass.
- KATZ, J. J. (1966), *The philosophy of language*. New York, London.
- KOOLJ, J. G. (1971), *Ambiguity in natural language*. Amsterdam, London.

- KOTSCHI, Th. (1974), *Probleme der Beschreibung lexikalischer Strukturen. Untersuchungen am Beispiel des französischen Verbs*. Tübingen.
- KRIPKE, S. A. (1972), «Naming and necessity». In: DAVIDSON, D., HARMAN, G. (eds.) (1972), *Semantics of natural language*. Dordrecht: 253-355.
- LAKOFF, G. (1968), «Instrumental adverbs and the concept of deep structure». In: *Foundations of Language*, Vol. 4 (1968): 4-29.
- LEWANDOWSKI, Th. (1973), *Linguistisches Wörterbuch 1*. Heidelberg.
- LYONS, J. (1968), *Introduction to theoretical linguistics*. Cambridge.
- MALINOWSKI, G. (1963), *The family among the Australian aborigines*. New York.
- MANOURY, G. (1974), «Analyse lexico-sémantique d'un verbe. L'homonymie de montrer». In: *Cahiers de lexicologie*, Vol. 25 (1974) II: 71-95.
- MAROUZEAU, J. (1961), *Lexique de la terminologie linguistique*. Paris<sup>9</sup>.
- PORZIG, W. (1959), «Die Einheit des Wortes. Ein Beitrag zur Diskussion». In: *Sprache — Schlüssel zur Welt. Festschrift für Leo Weisgerber*. Düsseldorf: 158-167.
- POTTIER, B. (1964), «Vers une sémantique moderne». In: *Travaux de linguistique et de littérature*, Vol. 2/2: 107-137.
- POTTS, T. C. (1978), «Case-grammar as componential analysis». In: ABRAHAM, W. (ed.) (1978), *Valence, semantic case, and grammatical relations*. Amsterdam: 399-457.
- QUINE, W. V. O. (1960), *Word and object*. New York, London.
- QUINE, W. V. O. (1963), «The problem of meaning in linguistics». In: *From a logical point of view*. New York: 47-64.
- QUINE, W. V. O. (1970), *Philosophy of logic*. Englewood Cliffs, N. J.
- REICHENBACH, H. (1947), *Elements of symbolic logic*. New York, London.
- RUBY, L. (1962), «Ambiguity». In: ANDERSON, W. L., STAGEBERG, N. C. (eds.) (1962), *Introductory readings on language*. New York, etc.: 523-539.
- RUWET, N. (1967), *Introduction à la grammaire générative*. Paris.
- SLADEK, A. (1975), *Wortfelder in Verbänden*, Teil I. Tübingen.
- STEGMÜLLER, W. (1969), «Sprache und Logik». In: ders. (1969), *Der Phänomenalismus und seine Schwierigkeiten, Sprache und Logik*. Darmstadt: 66-100.
- TRIER, J. (1932), «Sprachliche Felder». In: *Zeitschrift für deutsche Bildung*, 8 (1932): 417-427.
- TRIER, J. (1934a), «Das sprachliche Feld. Eine Auseinandersetzung». In: *Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung*, 10 (1934): 428-449.
- TRIER, J. (1934b), «Deutsche Bedeutungsforschung». In: *Germanische Philologie. Ergebnisse und Aufgaben. Festschrift für Otto Behaghel*. Heidelberg (1934): 173-200.
- ULLMANN, S. (1964), *Semantics*. Oxford<sup>2</sup>.
- WANDRUSZKA, M. (1969), «Polymorphie und Polysemie». In: *Festschrift für H. Moser*. Düsseldorf: 218-232.
- WEINREICH, U. (1966), «Explorations in semantic theory». In: SEBEOK, Th. A. (ed.) (1966), *Current trends in linguistics*, Vol. 3. The Hague, Paris: 395-477.
- WEYDT, H. (1972), «Le concept d'ambiguïté en grammaire transformationnelle-générative et en linguistique fonctionnelle». In: *La linguistique*, Vol. 8, Fascicule 1: 41-72.
- WITTGENSTEIN, L. (1953), *Philosophical investigations*. Oxford.